

Strausberger Studien zur Geschichte
Winfried Lück:
Strausberg um 1945

Der Mensch hat drei
Wege, klug zu handeln.
Erstens durch Nachdenken:
das ist die edelste.
Zweitens durch Nachahmen:
das ist die leichteste.
Drittens durch Erfahrung:
das ist die bitterste.

Konfuzius

Winfried Lück

Strausberg um 1945

Erinnerungen eines Zeitzeugen

**Strausberger Studien zur Geschichte; 52
Strausberg 2014**

Winfried Lück

Strausberg um 1945. Erinnerungen eines Zeitzeugen / Winfried Lück.

Mit einem Vorwort von Horst Klein und Brigitte Matte. – unveränd.

Nachdr. Strausberg: Eigenverl., 2014. - 127 S. Ill.

(Strausberger Studien zur Geschichte; 52)

© 2014 by Hrsg.

Strausberger Studien zur Geschichte
Mit freundlicher Unterstützung des Vereins zur Förderung
Freien Wissens in der Region Strausberg e. V.
herausgegeben von Horst Klein und Hans W. Odenthal

post@dr-horst-klein.de

hwodenthal@hotmail.com

Alle Rechte vorbehalten, 15344 Strausberg

Umschlaggestaltung: Christina Lehmann, Logo: Rolf Erlemann

Druck und Bindung: Werkstatt für behinderte Menschen des Kreises Mär-
kisch Oderland Lebenshilfe MOL e. V., Außenstelle Strausberg

© 2007 Eigenverlag, Horst Klein

© 2010 Eigenverlag, Horst Klein

© 2014 Eigenverlag Horst Klein/Hans W. Odenthal

Bibliografische Informationen der Deutschen Bibliothek.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikationen dieser

Edition in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

< <http://dnb.ddb.de> > abrufbar.

Vorwort

Der plötzliche Tod des Autors Winfried Lück, des gebürtigen Strausbergers, des Absolventen des hiesigen Gymnasiums, der seiner Heimatstadt auch über die Jahrzehnte des Kalten Krieges fern in Karlsruhe stets sehr verbunden blieb und mit der vorliegenden Schrift die Erinnerungsarbeit in Strausberg bereichert, ist Anlass, uns für die Herausgabe des thematisch einmaligen und für die Bildungsarbeit wertvollen Manuskripts zu engagieren.

Der Titel „Strausberg um 1945“ führt zurück zu den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges und dem vom Autor erlebten Geschehen während der Besetzung der Stadt durch die Rote Armee. Korrekt und einfühlsam werden Begebenheiten im Beziehungsfeld der Besatzungsmacht und Bürgerschaft, menschliche Konflikte und Schicksale in jener Zeit weitestgehend fern sonst üblicher ideologischer Klischees erzählt. In einem dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstehenden Elternhaus, ohne das obligatorische Hitlerbild in der „guten Stube“ und mit jüdischen Bürgern im häuslichen Versteck aufgewachsen, begab sich der damals Fünfzehnjährige selbstbewusst - im Widerspruch zum herrschenden Zeitgeist - auf die Suche nach einem humanistisch bestimmten Lebensweg. Kritisch hinterfragt der Autor „preußisch“ anmutende Werte- und Lebensideale der Eltern. Vater, hoch zu Ross, Gendarm in Strausberg und umliegenden Dörfern, mit menschlichem Antlitz selbst in den Jahren der NS-Diktatur, dessen Spur sich im NKWD-Sonderlager 7 in Sachsenhausen verliert, blieb prägend für den Lebensweg des Sohnes. Der Autor erzählt beeindruckend und überzeugend, warum er trotz vieler widerwärtiger Erlebnisse mit der Besatzungsmacht und des Verlustes seines Vaters stets zwischen der Sowjet-Diktatur und den Bürgern dieses Landes, für die er Respekt und Zuneigung empfand, zu unterscheiden vermochte.

Aus dem technisch interessierten und außergewöhnlich begabten jungen Mann, der die Mühen des Gymnasiums in seiner Heimatstadt und des Fernstudiums an der Technischen Universität Dresden nicht scheute, wurde ein Experte auf dem Gebiet der Mess- und Regelungstechnik. Mit dem Wissen um die wirtschaftliche und politische Fehlentwicklung der DDR entschied er sich gemeinsam mit seiner Ehefrau 1960 für eine Flucht in die Bundesrepublik. Bei Siemens fand er die erhofften Voraussetzungen seiner weiteren beruflichen Entwicklung, für seine Forschungsarbeit, die Promotion zum Dr. Ing. und zahlreiche wissenschaftliche Publikationen. Mit der politischen Wende im Herbst 1989 kehrte er regelmäßig zu Besuchen in seine Geburtsstadt zurück. Wer ihm im Gespräch begegnete, empfand ihn als aufrichtigen Partner leiser und sauberer Töne, aufmerksam zuhörend, um die andere Meinung möglichst adäquat zu erforschen.

1997 verfasste er für seine Kinder und Enkel, für seine in Strausberg verbliebenen Freunde und für die städtische Geschichtsarbeit seine Erinnerungen an das Jahr 1945 in Strausberg.

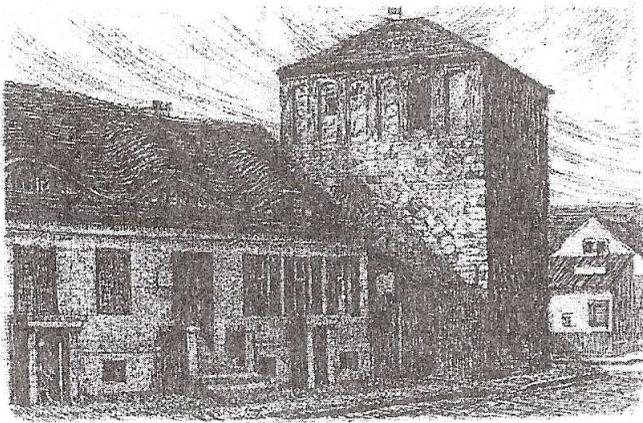
Wir haben uns gern seines hinterlassenen Manuskriptes angenommen, um es mit der Veröffentlichung in der Edition „Strausberger Studien zur Geschichte“ für einen breiteren Leserkreis, insbesondere für die stadtgeschichtliche Forschung und für die politische Bildungsarbeit zugänglich zu machen.

***Herrn Dr. Ing. Winfried Lück, der am 10. Juli 2007 in Karlsruhe verstarb,
in dankbarer Erinnerung.***

Horst Klein

† Brigitte Matte

Strausberg, Oktober 2007/2010/2014



Original Rendering

A. J. Johnson

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	
Vorspann	9
Heimat Strausberg ;	10
Das Elternhaus	11
Schützenfest und Himmelfahrt	21
Musik	25
Die Schuld der Eltern	29
Orden	31
Die Kirche	34
Die Juden	36
Schule	38
Der Anfang vom Ende	44
Flieger	49
Der schwarze Montag	54
Die Kriegswalze	57
Panjewagen	66
Danach	67
Hunger	74
Russisch und Russen	79
Die Dampfmaschine	86
Alliiertengeld	94
Fahrrad	96
Frauen	99
Die neue Oberschule	101
FDJ und LDP	106
Strausberg ade	109
Todesanzeige Juli 2007	115
Statt eines Nachworts: Wortmeldung eines Schulfreundes	116
Edition „Strausberger Studien zur Geschichte“	118

Vorspann

Die Zeit von Mitte April bis Mitte Mai 1945 war für mich der längste, der erlebnisreichste und der prägende Monat meines damals noch sehr jungen Lebens. Die außergewöhnlichen Umstände dieser Zeit brachten auch nicht alltägliche Lebenserfahrungen mit sich. Darum hatte ich mir schon lange vorgenommen, meine damaligen Erlebnisse für meine Nachkommen schriftlich festzuhalten, wenn mir mit ausklingendem Berufsleben mal Zeit dazu bleibt. Mit 66 Jahren habe ich's nun begonnen und dann schnell vollbracht. Zur Abrundung beginnt es aber mit den noch starken Eindrücken, die in der Kindererinnerung hängen geblieben sind, und auslaufen ließ ich die Berichte dann schnell zusammenfassend bis in jüngste Zeit.

Über Strausberg gibt es meines Wissens keine Schriften, die die Zeit um 1945 ausführlich festgehalten haben. Wer hätte es bislang auch wagen können ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen über die Nazizeit, die Russenbesetzung und die DDR-Jahre zu berichten. Darum werde ich sicherlich auch ein paar Exemplare dieses mit meinem PC selbst produzierten Büchleins an gute Bekannte und Interessierte verschenken.

Da die einzelnen Kapitel in sich abgeschlossen sind, kann man das Büchlein auch stückchenweise und beliebig durcheinander lesen. Es ist auch nicht in der Reihenfolge geschrieben worden, sondern immer, wenn ich mal Lust für dieses oder jenes Kapitel hatte. Es sind viele Namen in der Schrift genannt, damit die Geschichten nicht die Blässe der Anonymität haben. Berichtet habe ich nach bestem Wissen und meiner einigermaßen verlässlichen Langzeiterinnerung - wenn auch nicht unbedingt vollständig.

Karlsruhe im Sommer 1997

Winfried Lück

Heimat Strausberg

Ich bin in Strausberg geboren, getauft, aufgewachsen und zur Schule gegangen. Mein Elternhaus steht in der Stadt am Lustgarten. Die Bekannten, Mitschüler und Freunde meiner ersten 20 Lebensjahre lebten in Strausberg. Die ersten Liebeleien gab es dort. In der näheren Umgebung kenne ich wohl die meisten Wege. Auch die weitere Umgebung einschließlich Blumenthal, Buckow und bis Wriezen mit dem Barnimer Oderbruch und bis Bad Freienwalde habe ich mit dem Fahrrad erkundet und zum Teil sogar erwandert. Dreimal habe ich den Straussee in Längsrichtung durchschwommen, quer natürlich über hundertmal. Man könnte sagen, Strausberg ist meine Heimat.

Meinen ersten Zweifel bekam ich daran, als wir von der Schule aus das Heimatmuseum in der Ritterstraße besuchten. Das war schon in der ersten Oberschulzeit unter unserm Geschichtslehrer Oberstudienrat Dr. Kurt Heinrich Wels, der das Heimatmuseum übrigens wesentlich erweitert hatte. Dort gab es viele Urkunden über die frühere Strausberger Bürgerschaft, die jeder mit Interesse betrachtete. Alle wollten nach ihren Vorfahren sehen und manche haben ihren Namen gefunden. Ich natürlich nicht, denn meine beiden Eltern waren ja in Strausberg Zugereiste. Das wurde mir nun klar. Hatte ich da in Strausberg überhaupt Heimatrecht oder war ich Strausberger 2. Klasse?

Anfang der fünfziger Jahre zog ich beruflich bedingt nach Berlin und dann 1960 über 800 km weg von Strausberg, wobei es nach damals fester Meinung niemals eine Rückkehr geben würde. Ich hing natürlich an Strausberg und musste dies irgendwie verdrängen. Das gelang mir auch, indem ich an die schwachsinnigen Sprüche auf den zahlreichen roten Transparenten dachte und dabei meine neu gewonnene Freiheit mit der im Funktionslands verglich. Die neue Umgebung - ich sagte „die neue Heimat“ ist landschaftlich zweifellos noch schöner als die märkische. Die Dörfer sind bunter, geschmückter und auch sauberer und zeugen von mehr Gemüt der Bewohner als es die Märker haben. Dann hatte ich mir auch noch einen Vorteil erdacht, den die verlorene Heimat mit sich brachte. Die Mädchen der Jugendzeit nämlich, die man nie mehr sehen konnte, sind in der Erinnerung alle hübsch und reizvoll geblieben. Viel besser noch gelang die Verdrängung der Heimat, als die Kinder ankamen. Ich akzeptierte nun meine neue Umgebung noch besser. Dann definierte ich Heimat als das Land wo die eigenen Kinder aufwachsen. Immer mehr glaubte ich selbst an diese Ersatzdefinition, die ich aber zugleich auch bezweifelte.

Wenn ich in West-Berlin war - per Flieger - fuhr ich jedes Mal auf ein hohes Gebäude dort - z. B. das Europahaus am Zoo - und schaute in Richtung Osten. Bei guter Sicht konnte man den Marienbergerturm sehen. Da gab es schon Gefühle offensichtlich Heimatgefühle, die ich noch viel stärker

kennenlernte, als ich nach der ganz unerwarteten Wende und nach rund 30 Jahren das erste Mal wieder nach Strausberg konnte. Die starken Gefühle, wenn ich wieder in Strausberg bin, sind geblieben. Seit 1988 bin ich schon oft wieder dort gewesen. Ich habe mich mit diesen Gefühlen, die schon spürbar sind, wenn ich durch den Stienitzseewald in Richtung Eggersdorf und dann nach Strausberg fahre, oft beschäftigt. Ob es das vielbesungene Heimatgefühl ist oder bloß eine Nostalgie-Gefühlsduselei, bei der man die unwiederbringliche Jugendzeit zurücksehnt? Eine Antwort fand ich nicht. Interessanterweise sind meine diesbezüglichen Gefühle weniger personenbezogen, obwohl es mir schon Freude machte als ich wiederentdeckte, dass man in Strausberg den gleichen Dialekt spricht, wie ich ihn habe. Eine alte Eiche - ein Stück hinter Rotkäppchen - unter der ich mal mit meinen Eltern gesessen habe, oder die Postbruchwiese, auf der wir viel gemeinsam arbeiteten, zieht mich immer wieder an. Stark berührt hat mich nach der Wende, dass im Giebel der Oberschul-Turnhalle die Scheiben immer noch die vielen Diabolo-Löcher enthielten, die mein Freund Siegfried Klauke und ich dort im Winter 1944/45 mit dem Luftdruckgewehr hineingeschossen hatten. Inzwischen sind dort neue Fenster.

Wenn wir in den „heimatlosen“ Jahren mit den Kindern irgendwo auf großer Autofahrt waren, wurde - um die Zeit schneller vergehen zu lassen - oft gesungen. Das Märkerlied hat dabei nie gefehlt. Ich bin schon immer bewusst ein Märker geblieben. Was auch immer Heimatgefühl ist, Strausberg ist meine Heimat.

Das Elternhaus

Meine Eltern waren, wie schon gesagt, in Strausberg Zugereiste. Mein Vater war Bauernsohn aus Zanderbrück. Das ist ein kleiner Flecken an der Zahne, etwa 25 km ost-nordöstlich von Neustettin in Pommern entfernt. Mit 17 Jahren ging er zum Militär; genauer gesagt zur Feldartillerie erst in Graudenz, dann in Halle/Sa. Beritten musste es schon sein. Als unbetuchter Bauernsohn hatte man aber keine Chance, direkt zur Kavallerie zu kommen. Die Feldartillerie war beritten. Stolz war mein Vater auf seinen Onkel, der es geschafft hatte, bei den Garderegimenten in Potsdam zu dienen. ‚Dienen‘ nannte man in bezeichnender Weise damals das Militärdienstleisteten. Weil ihm der Gendarm in seiner Heimat imponierte, wollte er auch gern Gendarm werden. Dazu musste er aber wenigstens 12 Jahre dienen. Der kapitulierte Berufssoldat verließ das Militär bei den Fußtruppen in einem Feldwebelrang bei den Berittenen im entsprechenden Wachtmeister-Rang. Mein Vater war 14 Jahre Berufssoldat, machte aber während dieser Zeit auch viele Vorbereitungskurse für den späteren Beruf mit, wie Allgemeinbildung, Polizeischule in Einbeck oder die kriminalistische Ausbildung in Luckenwalde. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 kam

mein Vater als Landjäger nach Strausberg. Er war bereits in Halle/Sa verheiratet und hatte zwei Töchter. 1929 starb seine erste Frau.



Foto 2007 hk: **Elternhaus** (rechts, heute August-Bebel-Straße. 3)

Meine Mutter stammte aus einer Handwerkerfamilie in Detmold/Lippe. Der Tischlermeister - Vater bezahlte für sie eine gute Kochlehre im Detmolder Kaiserhof. Das war damals mit Recht so üblich. Ihr erster Dienstherr war Hofrat und fürstlicher Finanzmanager, der nach dem Ersten Weltkrieg mit der ganzen Familie - meine Mutter eingeschlossen - nach Berlin umsiedelte und dort eine Bank mitbegründete. In der Inflationszeit ging die Bank pleite und meine Mutter musste sich einen neuen Job suchen. Sie wurde Diätköchin in der Strausberger Nervenklinik von Dr. Hamburger in der Weinbergstraße am See. Dort lernte sie - unterstützt durch die bei den nun mutterlosen Töchtern - meinen Vater kennen. Anfang 1931 wurde ich als Resultat dieser Bekanntschaft geboren. Mein Vater war 15 Jahre älter als meine Mutter und 49 Jahre alt, als ich geboren wurde. Ich wuchs mit den beiden deutlich älteren Schwestern auf. Wer in ähnlicher Situation war, weiß, dass so was zeitweise die Hölle sein kann. Meine Eltern waren schon streng, aber die beiden Gouvernanten unerträglich. Leider überließ mich meine Mutter viel zu viel den beiden, die mich anfangs gewiss als Puppe betrachteten. Meine älteste Schwester Gretchen wurde dann bald reifer und erträglicher. Die jüngere „Litte“ ging dann gottlob als Erste aus dem Haus

in eine Kochlehre nach Magdeburg. Gretchen besuchte das Lettehaus in Berlin und erhielt dann eine gute Anstellung als Fremdsprachenkorrespondentin in der Knopffabrik Münch in Strausberg. Sie starb schon im Januar 1939 - jung verheiratet.



Vater mit Sohn Winfried um 1935

Unser Haus war in der Gründerzeit vom Landrat erbaut worden. Darum enthielt es in Nebengebäuden eine Kutscherwohnung, einen Pferdestall, eine Mistgrube, Wagenschuppen, Heu- und Futterkammern. Ein besonderes Kunstwerk war die Ausmalung des großen von der Straße zum Hof durchgehenden Hausflurs. Dieser Flur und noch der Treppenhauseingang waren in Frescotechnik mit vielen Engeln, Tempeln, Blumen und sonstigen Jugendstilelementen bunt ausgemalt. Schon im Krieg gab es auf einer Flurseite Salpeterausblühungen. Leider hat die volkseigene Wohnungsverwaltung nach dem Tod meiner Mutter den ganzen Flur mit Wandfarbe überstreichen lassen. Die Renovierung der kleinen defekten Teilfläche wäre sinnvoller gewesen.

Oben in unserem Haus wohnte eine Familie Witzel. Herr Witzel war Knopfmacher bei Münch und so magenkrank, dass er nur von Kakao leben konnte. Als es 1945 auch keinen verschriebenen Kakao mehr gab, starb er nach wenigen Tagen. Tante Witzel, wie ich seine rundliche Frau nannte, liebte ich sehr. Willy Witzel, der Sohn, wurde nach 1945 Straßenbahnfahrer

in Strausberg. Die Witzeltochter lebte in Hessen und nach ihrer Scheidung mit Tochter und Sohn auch in unserm Haus. Ich erwähne dies, weil ich später noch darauf zurückkomme. Neben Witzels hatte Rechtsanwalt Paul Ehrich in zwei Zimmern sein Notariat. Paul Ehrich war ein Bonvivant. Als er zum Militär eingezogen wurde, sah er in der feldgrauen Muschkotenuiform mit Knobelbechern recht ulkig aus. Kurz nach dieser Vorstellung erschien er schon als toll gekleideter Offizier. So schnell ging das bei den Akademikern. Er hatte aber die schmalen Achselstücke des Militärbeamten, wie ich gleich bemerkte. Militärbeamte wurden darum Schmalspuroffiziere genannt. 30 Jahre später habe ich Herrn Ehrich als Amtsgerichtsrat in Karlsruhe wieder getroffen.

Unsere Kellerwohnung hatte der Hesse Franz Schmidt mit seiner Frau. Er war Kommunist und wahrscheinlich in der Obhut meines Vaters. Er arbeitete als Kohlenträger bei der Firma Zerkel & Co in der Walkmühlensstraße. Er hatte damals - was ich zufällig noch weiß - 27 Mark Wochenlohn. Mein Vater erhielt als Gendarmeriemeister 360 Mark Monatsgehalt. Dafür bekam man auch schon für einen Sechser (5 Pfennig) bei Bäcker Stark zwei einfache Schnecken. Ich weiß nicht, mit welchem Kurs man die 360 Mark auf heutige Verhältnisse hochrechnen müsste; jedenfalls hielt sich mein Vater damals stets für wohlhabend. Das Lebensgefühl ist ja ohnehin ganz von subjektiver Betrachtung abhängig, und ich finde auch das halbvolle Glas besser als das halbleere.

Mein Vater hatte eine Liste der Strausberger Kommunisten und musste dafür sorgen, dass diese möglichst nichts Staatsfeindliches trieben. Zur unauffälligen Kontrolle besuchte er sie ab und zu. Dadurch ergab sich natürlich im Laufe der Jahre ein ganz passables Verhältnis. Ich erinnere mich an Namen wie Leuenberg, Kroll, die Gebrüder Mühlenhaupt und Wolter. Zum Kommunistenführer Robert Kroll, den mein Vater als Edelkommunisten bezeichnete, war das Verhältnis besonders gut. Wie bekannt war, trafen sich die Kommunisten bei Thalacker am Lindenplatz. Aber sie tranken da wohl nur. Meines Wissens ist keinem im Kriege in Strausberg gebliebenen KPD-Mitglied Schaden zugefügt worden. Die SS hatte mal einen Verkäufer von Textil-Schauer aus politischen Gründen abgeholt; aber der war wohl kein KPD-Mitglied.

Früher hing an unserm Haus ein Emailleschild mit dem Sonnenstern der Polizei und dem Wort „Landjägeri“. Im Gegensatz zur blau uniformierten Strausberger und Berliner Polizei mit schwarzen Koppeln und schwarzen Tschakos waren die Landjäger grün uniformiert mit braunen Stiefeln und braunem Lederzeug. Ich sehe noch sehr genau, wie meine Mutter fast täglich mit Sidol die Messingknöpfe in einem Putzstreifen blank machte. Als Hitler ans Ruder kam, wurde die Landjägeri in Gendarmerie umgetauft.

Die Uniformen wurden sowohl bei der Polizei wie bei der Gendarmerie dem Feldgrau ähnlich, aber mit grünlich- bläulichem Unterton. Das Lederzeug blieb wie vorher braun und bei der Polizei schwarz. Die Knöpfe wurden silberhell und pflegeleicht geriffelt gestanzt. Die Polizei bestand aus dreijährig Pflichtgedienten, die aber alle einen Handwerksberuf haben mussten. Außer hoheitlichen Aufgaben - ich weiß nicht welche das waren - hatte mein Vater polizeilich in Strausberg nichts zu bestellen. Sein Amtsbereich war der ländliche Teil des ganzen südlichen Kreises Oberbarnim. Dazu gehörten die Dörfer Gielsdorf, Wilkendorf, Prötzel, Prädikow, Grunow, Klosterdorf, Hohenstein, Ruhlsdorf, Garzau und Bollersdorf. Zeitweise gab es allerdings in Gielsdorf einen meinem Vater untergeordneten Gendarmerieposten anfangs mit Herrn Wolfram und Herrn Götsch, dann mit Herrn Dannenberg. An unserem Haus stand dann auf dem Emailleschild „Gendarmerie-Gruppenposten“ unter dem umkränzten Hitleradler. Die Teilung von Polizei und Gendarmerie ist übrigens heute in Frankreich noch so ähnlich wie früher in Deutschland. Obwohl mein Vater ein so riesiges „Königreich“ hatte, wie er immer sagte, war sein Job eigentlich ziemlich ruhig. Unsere Landsleute waren damals offensichtlich sehr ehrlich und außer bei Tanzvergnügen auch nicht sehr streitbar. Richtige Verbrechen waren sehr selten. Ich erinnere mich noch an einen Verkehrsunfall bei Bollersdorf, zu dessen polizeilicher Aufnahme ich mit durfte. An der Kreuzung war ein aus Buckow kommender Berliner Sonntagsfahrer mit einem Pferdefuhrwerk zusammengestoßen. Mit 80 Sachen ist dieser Kerl gefahren, schimpften die Bauern. Schneller fuhren die Autos damals auch wohl nicht. Die Geschichte war lange Gesprächsstoff. Dabei hätte ich mir gern mehr Verkehrsunfälle gewünscht, denn mein Vater hatte für die Unfallberichte einen Kasten mit Stempeln von Bäumen, verschiedenen Autos und Motorrädern mit und ohne Beiwagen sowie von Pferdewagen. Den Stempelkasten mochte ich sehr und ich hatte damit dann auch wohl schon heimlich gestempelt.

Hauptbeschäftigung des Gendarmen war wohl das Repräsentieren der Staatsmacht, was täglich im Tagebuch festzuhalten war. Dazu diente auch das Reitpferd mit prächtigem Sattel und blauer Satteldecke, mit dem mein Vater sich täglich wenigstens in einem seiner Dörfer sehen lassen musste. Sonntags wurde der Familienspaziergang gern mit der Repräsentationspflicht verknüpft. Wir saßen dann zum Beispiel in Klosterdorf bei Karl Ziesing im Lokal, bereit für die meist nicht stattfindenden Konsultationsersuchen der Bevölkerung. In Garzau war es die Kneipe von Raschs, die bei gutem Wetter angesteuert wurde. Bei Raschs hing in der Gaststube ein Schild, auf dem stand: „Die Stunde rennt, die Olle pennt. Schlaf ruhig liebe Olle, wir trinken noch'ne Molle“. Wenn ich mir nur die Lateinvokabeln auch so gut hätte merken können. In Hohenstein war der Landgasthof von

Frau Gladow Dorfzentrum. Für mich war es interessanter im Gasthof Tietz in Gielsdorf oder im Lokal Wolf in Wilkendorf. Im ersteren war eine große Landwirtschaft mit Tieren angeschlossen, die ich jedes Mal interessiert durchsuchte. Dabei denke ich an das „Kornblumenblau“, eine blaue Flüssigkeit, welche die Kühe ins Futter bekamen. Das war also damals - noch vor dem Krieg - schon Chemie für's Vieh. Und schön war es in Wilkendorf, weil die Tochter des Hauses Wolf nicht viel älter war als ich und gern mit mir spielte. Dazu holte sie oft auch ihre Freundin aus dem Nachbarhaus, die Enkeltochter von Oberförster Walther. Sie hieß Rosemarie Schwager, die ich dann wieder traf, als diese wie ich 1941 in die Oberschule in Strausberg kamen. Bis zum Abitur 1949 waren wir dann Schulkameraden und haben heute noch losen Kontakt. Manchmal war auch eine Tochter von Förster Nast dabei. Dieser Förster war wie alle seine Kollegen nach 1945 ohne Gewehr. Der Hunger seiner Familie trieb ihn damals, ein Wildschwein mit dem Speiß zu jagen. Leider war das Wildschwein stärker als er und er wurde schwer verletzt. Dass ein Radfahrer zufällig vorbeikam, rettete ihm das Leben. Das erwähnte Töchterchen der Wirtsleute Wolf hatte leider ein schlimmes Schicksal. Sie lernte nach dem Krieg im Strausberger Krankenhaus Krankenschwester. Auf dem Heimweg von dort nach Wilkendorf wurde sie von Russen überfallen und vergewaltigt. Das nahm sie sich so zu Herzen, dass sie sich im nahen Ihlandsee ertränkte. Die armen Eltern haben's nie verwunden.

In Wolfs Kneipe in Wilkendorf habe ich an einem Wintersonntag noch eine für mich interessante Beobachtung gemacht, die dazu beitrug, dass ich in meinem Leben jedem Glücksspiel aus dem Wege ging. Am Stammtisch saßen bei Lampenlicht etliche ältere Männer beim Skatspiel, teilweise die Laufstöcke (Spazierstöcke) zwischen den Beinen haltend. Die Karten klatschten nur so auf den Tisch und es war offensichtlich sehr spannend. So spannend, dass einer der Spieler nicht zum geteerten Toilettenrinnstein ging, obwohl er wohl nötig musste. Ich sah jedenfalls, wie an einem der Spazierstöcke etwas herabrann und sich unhörbar am Holzboden zu einer kleinen Pfütze ergoss. Niemand sonst hat's gemerkt. Ich berichtete es dann auf dem Heimweg meinen Eltern, die die Gelegenheit nutzten, mir viel über krankhafte Spielernaturen zu erzählen.

Mein Vater hatte viel Verständnis für die Gestrandeten der Gesellschaft. Es waren damals noch sehr wenige; aber es gab sie. Das Wanderarbeiterheim zwischen Flugplatz und Krankenhaus hatte immer Gäste. Mit jedem Penner, den mein Vater auf seinen täglichen Touren traf, unterhielt er sich und oft brachte er einen mit heim, der dann am Tisch unter dem Fliederstrauch auf unserm Hof von meiner Mutter satt gemacht wurde. Diese Penner waren Quelle oft hochinteressanter Lebensgeschichten, die häufig in

sehr betuchten Familien begannen. Hitlers Schergen haben dann im Kriege grausamen Schluss mit dem Wanderarbeiterheim und seinen Gästen gemacht.

Unser Wohnzimmer in Strausberg war zugleich Amtszimmer. Darum hing darin auch ein großes Bild vom Reichspräsidenten Hindenburg in Jägerpose. Mein Vater hatte es in den Systemjahren zusammen mit einer silbernen Uhr von Hindenburg als Belohnung und Trost geschenkt bekommen. Vater hatte sich sehr für die Bekämpfung der Wilderei eingesetzt und viele Erfolge gehabt. Bei letztem Erfolg hatte er sich selbst schwer verletzt, weil die Pistole losging, als das Pferd beim ersten Schuss scheute und mein Vater Zügel und Pistole zugleich festhalten musste. Die Kugel traf eine Oberschenkelschlagader. Er stürzte dann neben dem angeschossenen Wilderer bewusstlos vom Pferd. Nur dem märchenhaften Verhalten des Pferdes - es hieß Hans und ist hier auf einem Foto gezeigt - verdankte mein Vater das Leben. Das Pferd lief blutüberströmt heim, ging aber nicht ins Haus, sondern rannte sofort mit Helfern in den Wald zurück. Mein Vater konnte noch gerettet werden. Der Wilderer aus Tasdorf war aber schon tot. Einmal trafen wir irgendwo unterwegs ein kleines verhutztes Männlein, das meinen Vater freundlich grüßte. Wer war denn das, fragte meine Mutter oder ich. Das ist Herr Berg aus Eggersdorf, antwortete mein Vater. Er ist immer wieder beim Wildern erwischt worden. Berg ist aber, wie mein Vater meinte, kein gemeiner Wildbretdieb, sondern ein an seinem Jagdtrieb chronisch kranker Mann. Wenn er wirtschaftlich besser gestellt gewesen wäre, hätte er seinen Trieb legal ausleben können; so musste er ihn immer wieder mit Gefängnisaufenthalten bezahlen. Zum Schluss haben ihn dann noch - wie mein Vater vermutete „ehrenwerte“ Jagdpächter zum Krüppel geschossen, so dass er nicht mehr jagen konnte.

Im Kriege drängte der ungeliebte Vorgesetzte aus Freienwalde auf ein Hitlerbild. Dieser Vorgesetzte war goldenes Parteimitglied, das heißt NSDAP-Mitglied seit vor 1933, also „Alter Kämpfer“. Er brauchte darum auch kein Fachwissen und die übliche lange Laufbahn, um Chef zu werden. Wir haben dieses Phänomen ja dann in der roten Zeit auch noch zur Genüge kennengelernt. Jedenfalls kauften meine Eltern dann bei Kohls ein versilbertes Hitlerrelief auf schwarzem Holzbrett für's Amtszimmer und Hindenburg kam in den Vorraum.

Im Kriege gab es dann für den Gendarmen mehr zu tun. Es gab gelegentlich Probleme mit den Schwarzschlachtungen, die praktisch so wenig vermeidbar waren wie „verzählte“ Überbestände beim Vieh. Leider gab es viele Denunzianten, die bei uns erschienen und andere anzeigten. Da war einmal die Schwarzschlachtereier und dass der oder jener Kriegsgefangene was mit der Bäuerin oder deren Tochter hatte. Das wurde aus Neid oder

Eifersucht oft angezeigt. Da musste mein Vater sehr laviieren und versuchen, die Denunzianten von der Anzeige abzubringen. Die Strafen für dererlei Dinge waren sonst drakonisch. Mein Vater wollte schließlich die Leute in seinem Königreich schützen, die er teilweise schon 30 Jahre kannte. Die Denunzianten waren durchweg schlimmes Packzeug, meist ohne Beruf. Ich freue mich, schon zeitig einen Blick für diese Typen bekommen zu haben. Die Familie musste grundsätzlich heraus aus dem Wohnzimmer gleich Amtszimmer, wenn Anzeigen oder Vernehmungen stattfanden. Mir ist es aber oft gelungen, mich unter dem Wohnzimmertisch mit der lang überhängenden Tischdecke versteckt zu halten. Vernehmungen interessierten mich rasend. Auch habe ich die in Monatsheften kommende Kriminalfachliteratur meines Vaters gewiss intensiver als er selbst gelesen - vielleicht, weil sie alles andere als jugendfrei war. Meine Eltern haben das gewiss nicht geahnt, sonst wären sie fürsorglicher mit dem Aktenschrankschlüssel umgegangen. Wenn ich als Beamtenkind im Leben auch mit mehr Hemmschwellen als andere zu kämpfen hatte, so hat mich das Wissen, das ich als Polizistenkind sammelte, oft vor schlechten Menschen und Fehlritten geschützt.

Ich lernte vor allem sehr früh auf Kleinigkeiten zu achten gemäß der kriminalistischen Grunderkenntnis, dass man über Steine, nicht aber über Felsen stolpert. Das gilt für Dinge wie für Personen. Wenn man beispielsweise einen guten Anzug kaufen will, aber den Stoff qualitativ nicht beurteilen kann, achtet man darauf, wie gut die Knöpfe angenäht sind und wie ordentlich die Knopflöcher sind. Bei guten Knopflöchern ist die gute Gesamtqualität wahrscheinlicher. Wenn man ein neues Gegenüber auf seine Eigenschaften hin schnell und möglichst gut einschätzen möchte, hat man nur die Möglichkeit aus äußerlichen Kleinigkeiten zu schließen, wie das sind die vielen körperlichen und haltungsmäßigen Merkmale und auch die Kleidung und deren Farbverteilung. Die Beurteilungsmuster kann man nur zum kleinen Teil aus Anleitungen entnehmen; die meisten entstehen im Laufe der Zeit durch ständige Beobachtung. Je intellektueller eine Person ist, desto besser kann sie meistens ihr Wesen tarnen. Deswegen trägt man beispielsweise in den oberen Etagen graue Anzüge und weiße Hemden. Einfache Menschen sind leichter zu beurteilen, aber man kann sich schlechter in diese hineinversetzen. Aber ohne ein Hineinversetzen in die andere Person kann man wenig bewirken - egal wie die Wirkungsrichtung sein soll. Übrigens das Verhalten ähnlicher Menschen, zudem noch mit ähnlicher Stimme, ist einander ähnlich. Das ergibt auch im Laufe der Zeit gute Beurteilungsmuster. Mein Vater erzählte mir mal - sicherlich viel zu zeitig - dass man alle einheimischen Frauen in nur 5 bis 6 Ähnlichkeitstypen einteilen kann. Bevor man heiratet, sollte man wenigstens jeden dieser Typen kennen um erstens die eigene Frau für sich selbst angepasster auswählen zu

können und zweitens um leichter treu sein zu können, wenn einen in langer Ehe mal eine andere Frau nervös machen sollte.

Einmal war ich mit meinem Vater zusammen bei Bauer Puhlmann in Klosterdorf. Dort hatte ein russischer Kriegsgefangener aus erhöhter Position einem Deutschen ins Gesicht gepinkelt. Das war angezeigt worden. Was dem Russen wegen dieser möglichen Kinderei geschehen wäre, wenn aus der Sache ein Fall wurde, war meinem Vater klar. Er hoffte - richtig übrigens - das Verfahren unterdrücken zu können, indem er dem Russen eine strafende Mauschelle gab. Später hörte ich mal von einem Klosterdorfer, dass diese Mauschelle dem Gendarmen insgeheim als brutales Verhalten angekreidet wurde.

Mein Vater was sicherlich ziemlich übertrieben soldatisch. Er betonte sein Preußentum und liebte die monarchistischen, preußischen Herrscher. Einmal im Jahr fuhren (wallfahrteten) wir nach Potsdam, wo es zuerst in die Garnisonskirche zu den bei den königlichen Särgen ging. Manchmal hatten wir das Glück, vom Turm der Garnisonskirche das bekannte Glockenspiel mit „Üb’ immer Treu und Redlichkeit“ zu hören. Dieser Choral hatte schon eine starke Wirkung auf meine junge Seele. In der ebenerdigen schlichten Gruft lagen die einfachen Säрге des Großen Friedrich und seines Vaters Friedrich Wilhelm. Daneben standen nur noch die Stühle, die Friedrich und sein Vater in der früher in Fürstenhäusern üblichen Handwerkslehre gefertigt hatten. Dann ging es meist nach Sanssouci oder in eines der anderen Potsdamer Schlösser. Die Wege vom Bahnhof zur Garnisonskirche und dann nach Sanssouci und das Ganze zurück wurden immer zu Fuß genommen. Ich lernte von meinem Vater viel über preußische und insbesondere friderizianische Geschichte und Geschichten. Doch auch über Landwirtschaft, Pflanzen und Heilkräuter wusste er viel. Nach dem Kriege diskutierte ich mit meinem Vater - solange er noch da war - oft über die Bedenken, die ich inzwischen gegen den Krieg, Militarismus und auch den Kaiser bekommen hatte. Ich bedauere meine Flegelei heute zutiefst, denn es ging schließlich auch um sein Weltbild, das er doch nicht mehr korrigieren konnte. Aber meine preußische Prägung war dann doch so stark, dass ich seit über 25 Jahren in meinem Wohnzimmer eine Kopie des Friedrichportraits von Anton Grafhängen habe, wovon sich das Original im Charlottenburger Schloss befindet. Dann habe ich im Laufe der Jahre eine kleine Bibliothek von und über Friedrich den Großen zusammengetragen. Die wertvollsten Stücke darin sind der Kugler-Menzel, eine Faksimile-Kopie des Friedrich-Testaments und ein 1789 gedruckter Band der Erstveröffentlichung seiner Werke. Besucht habe ich Friedrich dann auch öfter in der Hohenzollernburg bei Hechingen und nun schon wieder in Potsdam. Selbstverständlich war ich zu seinem 200-jährigen Todestag mit dem Flugzeug in Berlin. Wenn ich

oben von meiner bedauerlichen Flegelei meinem Vater gegenüber berichtete, so will ich doch erwähnen, dass ich meinen Eltern zu Weihnachten 1945 ein langes Gedicht in Druckschrift machte, das sie sehr erfreute und aufrichtete.

Ich habe dieses kleine Büchlein nicht in der Reihenfolge des Inhaltsverzeichnisses geschrieben. Immer, wenn ich jeweils Lust zu irgendeinem Thema hatte, schrieb ich es. Jetzt, wo ich schon das meiste fertig habe, merke ich, dass doch sehr viele meiner Ausführungen Bezug zu meinem Vater haben. Der frühe Verlust des Vaters ist sicherlich der Grund für mein reichlich positives Vaterbild. Wer seinen Vater als alten Mann dahinsiehend sieht, hat ein schwächeres Bild. Wenn der Bettler stirbt, weiß man nicht mehr, dass er auch mal Millionär war. Das Letzte im Leben bleibt das Aktuelle.

Zur Kompensation will ich nun noch etwas Negatives von meinem Vater erzählen. Er trank hin und wieder mal zu reichlich Bier und Schnaps; nicht des Alkohols wegen, sondern aus Geselligkeit, meist anlässlich von Dienstversammlungen. Bei diesen trafen sich alle Gendarmen des Kreises Oberbarnim an zentralem Ort - oft in Tiefensee - um Erfahrungen auszutauschen, um Instruktionen zu empfangen und auch um die obligate Sportbefähigung nachzuweisen. Ich habe es auch erlebt, wie mein Vater nachts auf seinem Pferd schlafend aus Tiefensee heimkam. Sein Pferd - das letzte hieß Eckhard - klopfte mit dem Huf an die Haustür. Ab und zu versackte er auch mit seinen Freunden, dem Fleischer Alfred Kleinschmidt, Willy Gericke, dem Fahrzeug-Mechaniker, oder mit Albert Scharie, dem Bauern, bei Bowitz oder Proske. Wenn meine Mutter dann telefonisch herausbekommen hatte, wo Vater versackt war, musste ich ihn holen. Das tat ich gern, denn es sprang oft eine Tafel Schokolade für mich dabei heraus, wenn ich mich noch ein bisschen mit der Abführung geduldete. Ein rechter Mann kann auch etwas vertragen, war Vaters Meinung. Dann verplemperte er noch einiges Geld mit Tauben, von denen er auf Ausstellungen oft Exoten kaufte, die dann doch fast immer wegflogen. Unser linker Nachbar, der Schlosser Wieczorek war ihm spinnefeind, weil unsere Tauben laufend seine Blumenkästen „bombardierten“. Später hatte mein Vater Herrn Wieczorek zufällig das Leben gerettet. Seitdem hat er unsere Tauben übersehen.

Meine Mutter war eine hübsche, schlanke, blonde Frau, als ich ein kleiner Junge war. Sie war immer emsig tätig, in Haus und Garten für ihre Familie sorgend. An ihrem Leben war für den Sohn zwar alles liebenswert, aber nichts Aufregendes, weswegen ich über sie fast nichts zu berichten weiß. Sie starb 1976 im 80-ten Lebensjahr in Strausberg, In vielen Briefen

hat sie mich bis zu ihrem Tode über alle interessanten Ereignisse in Strausberg informiert.

Das Kapitel Elternhaus abschließend muß ich noch kurz über unsere Hühner, den Hund und den Garten berichten. Die Klappe vor dem Hühnerstall zu verschließen, war seit frühester Jugend eine meiner Pflichten. Ausgerechnet als ich es mal vergaß, hat ein Iltis oder ein Marder unter unseren Hühnern eine Blutorgie gefeiert. Da setzte es was. Erst war es Bodo, der Bolko ablöste, weil letzterer auf mich als Baby zu eifersüchtig war. Zuletzt kam Helga, von der ich unter „Hunger“ schon geschrieben habe. Mein Vater erhielt für seinen Hund ein staatliches Entgelt und im Krieg sogar eine Lebensmittelkarte für Unmengen von Haferflocken, die sowohl die Hunde wie ich nicht mochten. Nachdem mein Vater etwa in der Mitte des Krieges das Pferd und auch den Pferdewagen abgeschafft hatte, war meine andere Pflicht die als Transporteur. Ich musste nun den von unseren Haustieren anfallenden Mist zu unserem Garten in der Carl-Lehnert-Straße karren und außerdem alle Gartenerzeugnisse von dort in die Wohnung bringen. Das geschah alles mit unserem großen Handwagen. Viele hundert Mal habe ich die Tour vom Lustgarten zum Garten hin und zurück gemacht, manchmal zweimal täglich. Dann musste ich für den Hund sehr oft Fleisch von der Abdeckerei holen.

Schützenfest und Himmelfahrt

Schon vor dem Kriege waren Strausberg und Umgebung beliebtes Sonntagsausflugsziel der Großstadt-Berliner. Vom Schlesischen Bahnhof in Berlin fuhr alle Stunde ein Zug nach Strausberg-Vorstadt und von dort ging die Straßenbahn sogar halbstündlich. Heute kommt man noch schneller aus der schrecklichen Großstadt in unser schönes grünes Strausberg. Wenn Berlin weiter so bebaut wird, wird die Sehnsucht nach der grünen Oase noch größer werden. Der Spaziergang von der Fährenwaldstation zur Spitzmühle oder zur Wesendahler Mühle waren gewissermaßen die Strausberger Standardspaziergänge. Sie kamen gleich nach der Straussee-Umrandung auf der schönen Seepromenade. In Spitzmühle gab es zwei Lokale. Das teurere lag direkt am Bötzeesee. Es gehörte einer Familie Frau Gärtner - ganz sicher bin ich mir da nicht. Der Chef hatte ein kleines Motorboot. Damit holte er seine Berliner Gäste vom anderen Ende des Bötzees vom Restaurant bei „Rotkäppchen“ ab. Vom Strausberger Bahnhof in der Vorstadt bis dorthin ist es kein weiter Spaziergang. Auch auf dem Straussee gab es in meiner Kinderzeit ein sonntags regelmäßig von einem Ende zum anderem verkehrendes Motorboot, das am Alten Schützenhaus Zwischenstop machte. Die Wesendahler Mühle lag früher schöner da, weil das Ende des Fängersees noch nicht so weit zugewachsen war. Es war da-

mals die einzige Mühle, die noch ein funktionierendes Wasserrad hatte. Mich hat als Kind in der Wesendahler Mühle immer die dort angenagelte Geschichte der Mühle interessiert. Ein Reiter des Großen Kurfürsten hatte seinen Feldherrn in der Schlacht bei Fehrbellin so erkennbar gerettet, dass er dafür ein Dukatensäcklein vom Friedrich Wilhelm erhielt, für das er die Mühle kaufte. Die damalige Wirtin soll noch eine direkte Nachfahrin des Reiters gewesen sein. Schön war für mich aber auch immer der Spaziergang mit meinen Eltern zur Hegermühle, die am anderen Ende der Hegermühlenstraße dicht vor dem Herrensee am Fasanenpark lag. Das Lokal Hegermühle hatte eine ganz alte Wirtin, die meine Eltern gut kannten. Zwischen den Tischen draußen stolzierte ein Pfau, der oft sein Rad aufschlug und es gab einen Himbeersaft, der mir besonders gut schmeckte. Wahrscheinlich starb die Wirtin noch vor dem Kriege, denn ich erlebte den schnellen Verfall dieses schönen Ausfluglokals stückchenweise, weil mein Weg nach Garzau mich ab und zu daran vorbeiführte. Heute ist von dieser Mühle und Gaststätte wohl nichts mehr zu finden. Dem Zahn der Zeit haben vielleicht heimliche Baustoffrecycler geholfen. Alle diese Mühlen waren einstmals Wassermühlen. Es gab aber in Strausberg noch bis kurz vor Kriegsende auch eine Windmühle. Es war die Ruine einer kastenförmigen Mühle mit Satteldach, die mittels eines riesigen Balkenhebels in den Wind gedreht werden musste. Das war anders als bei den Holländermühlen, wie noch eine bei Seeberg steht. Dabei dreht sich nur der Kopf mit den Flügeln in den Wind. Die Flügel der Strausberger Mühle waren schon sehr lädiert. Sie stand auf dem Hügel hinter dem Landesjugendheim oberhalb des Annabachs. Ich habe noch ein etwa 1944 aufgenommenes Boxfoto mit meinem Vater, einem kleinen Hund und mir, das vor dieser Mühle aufgenommen wurde. Leider ist von der Mühle darauf wenig zu sehen. Auf die Spaziergänge zurückkommend meine ich, dass mir auch schon ein solcher zum Postbruch gefiel, wo man in der Postbruchhütte einkehren konnte. Es war ein winziges Häuschen, das heute wohl nur noch als Abstellkammer benutzt wird. Gieseler hießen die Wirtsleute, die zugleich Wärter der Postbruchkommune waren. Gieselers hatten zwei Söhne. Der eine war ganz normal und etwas älter als ich. Der andere war geistig ziemlich behindert. Eines Tages musste Frau Gieseler - der Mann war wohl im Felde - ihren behinderten, aber eben heißgeliebten Sohn zwecks staatlicher Fürsorgemaßnahmen irgendwohin nach Berlin bringen und abgeben. Was das bedeutete, wusste jeder. Wir waren alle ganz erschüttert und der Hass gegen die braune Pest stieg weiter. Als Vater und Großvater werde ich heute noch rasend, wenn ich nur daran denke.

Übrigens die Postbruchkommune, der Name war damals noch unbelastet, war ein Verein von Leuten, die eine Parzelle oder eine Wiese im Postbruch besaßen. Als ich Kind war, war der Postbruch häufig überschwemmt und

man konnte es oft nicht betreten, geschweige denn befahren. Dafür gab es viele Störche, die uns bei der Heuernte immer dicht auf den Fersen waren. Mücken gab es auch immer zu reichlich. Da wurde weit vor dem Kriege die Postbruchkommune gebildet, die den Postbruch mit Gräben trockenlegte. Jedes Mitglied musste proportional seiner Eigentumsfläche soundsoviel Arbeitsstunden im Jahr leisten oder diese Arbeit bezahlen. Die Gräben wirkten toll und wurden immer krautfrei und in Ordnung gehalten. Mit den Mücken und Fröschen verschwanden leider auch die Störche. Aber bald scheint's wieder so weit zu sein. Die Gräben sind heute völlig überwuchert und kaum noch zu erkennen. In Strausberg gab es, wie wohl überall im nördlichen Deutschland, viele Schützenvereinsmitglieder. Es waren vorwiegend unsere Kaufleute, aber auch einige Bauern und Beamte. Die machten einmal im Jahr oder nur alle zwei Jahre einen farbenprächtigen Marsch durch die Stadt mit ihren ausgeschmückten grünen Uniformen und den großen Gewehren. Vornweg marschierten der Schützenkönig und natürlich auch eine Kapelle. Der letzte Schützenkönig vor dem Krieg war August Ehlies, der Strausberger Gerichtsvollzieher. Seine Brust hing dann voller Ketten und Orden. Stammlokal der Schützen war das Neue Schützenhaus am Ende des Sees. Dort war auch der Schießstand. Unser Mieter, der Knopfmacher Witzel, verdiente sich sonntags auf dem Schützenstand ein Taschengeld, indem er vom sicheren Graben aus die Treffer auf den heruntergezogenen Scheiben abklebte und mit Zahlentafeln meldete. Bis zum Kriegsende durfte ich mit meinem Vater dort auch öfter schießen. Das Schützenfest war in Strausberg ein ganz großes Ereignis. Ich kann mich eigentlich so richtig nur an das letzte vor dem Krieg erinnern. Meine Schwestern nutzten die Gelegenheit zum Tanzen. Meine Schwester Gretchen hat sich bei dem Schützenfest gleich ihren späteren Mann geangelt. Ein Rummel gehörte auch zum Schützenfest, der interessierte mich am meisten. Dort konnte man einen Neger sehen, der klopfte abwechseln mit dem Po und den Schultern an eine aufgestellte Holzwand in einem afrikanischen Rhythmus. Ein richtiger schwarzer Neger war eine Sensation damals. Ansonsten kannten wir ja nur das Bild des heute noch aktuellen Sarotti-Mohren. An die damals noch mit Kopfschütteln bedachten Negerrhythmen haben wir uns inzwischen ja auch gewöhnt.

Einen Afrikaner und einen richtig sprechenden Papagei gab es vor dem Krieg noch im Restaurant „Rotkäppchen“. Der Wirt hieß Bohn. Leider sind meine Eltern viel zu selten ins „Rotkäppchen“ gegangen, denn das lag ja nicht im Amtsbereich meines Vaters; sondern schon im Kreis Niederbarnim.

Absoluter Höhepunkt im Strausberger Jahr war - eben auch nur vor dem Krieg - Himmelfahrt. Meines Erachtens das größte Strausberger Fest. Schon

am frühen Morgen strömten aus Berlin mit der Straßenbahn, mit Autos und mit Pferdekremsern bunt gekleidete fröhliche Männer in die Stadt und die Strausberger Umgebung. Wir lagen alle fast den ganzen Tag im Fenster und sahen dem bunten Treiben zu. Im Fenster liegen heißt am Fenster stehen und sich mit den Unterarmen auf ein Kissen auf dem Fensterbrett abstützen. Das hält man stundenlang aus, wenn's auf der Straße interessant ist. Wenn man am Sonntag mal nicht spazieren ging, legte man sich ins Fenster. Da promenierte genügend Bekannte auf der Straße und es gab oft ein Schwätzchen. Leute ohne ein so ideales Fenster stellten zu gleichem Zweck ein Bänkchen vor die Tür. An Himmelfahrt war es schon morgens interessant und erst recht abends, wenn die Ausflügler zum großen Teil dann blau und noch ausgelassener waren. Es waren übrigens fast nur Männer, die einen Himmelfahrtsausflug machten. Sehr viele hatten auch ein selbstgebautes Krachmache-Instrument bei sich. Mir gefielen die aufkommenden Autos. Häufig war damals das Kommissbrot - ich glaube von der Fa. Gutbrod. Die ersten Massenautos von Henry Ford konnte man sehen und vereinzelt schon den BMW Dixi. Gärtner Müller in der Großen Straße hatte so einen Dixi. Es ließ mal meinen Vater damit fahren, der das Auto ausge-rechnet in den Straßengraben setzte. Das war peinlich. Nicht zu vergessen die vielen neuen Pappmaschee-Autos von DKW mit und ohne Verdeck. Natürlich gab es Motorräder, teilweise mit riesigen Beiwagen. Mein Vater ging mal auf die Straße und sah in dem oft stockenden, stauähnlichen Verkehr an Himmelfahrt einen DKW mit einem Nagel im Zündschloss. Da konnte er nicht anders, als Spielverderber zu sein. Er hatte einen Autodieb gefangen den dann die Strausberger Polizei abholte. Viel los war noch während des Krieges in Buckow oder genauer gesagt auf der Bollersdorfer Höhe in der Weißen Taube, die wohl zum Berliner Mocca Efti gehörte. Mein Vater hatte da, wie ich mitbekam, einige üble Kriegsschieber entdeckt, die aber wohl von den Nazis gedeckt wurden. Ich hätte damals so gern mehr darüber erfahren, aber ich bekam nicht viel heraus.

Als ich dann größer und selbstständiger wurde, hat es mich mit dem Fahrrad viel in den Blumenthal gezogen. Manchmal durfte ich unseren Hund mitnehmen, der aus meinem Fahrrad praktisch ein Mofa machte. Mein Weg ging meist am Ihlandsee entlang oft bis zum Vorwerk Blumenthal. In letzterem gab es eine alte Holzgasversorgung. In der Nähe der kleinen Siedlung stand ein ganz einfacher, aber großer Ofen auf einem Holzgestell, in dem Abfälle aus der Forstwirtschaft wie Äste und Rinden verschwelt wurden. Das Gas wurde in Rohrleitungen in die Häuser vom Flecken Blumenthal gepumpt, wo vorwiegend Waldarbeiter des Herrn von Eckardstein aus Prötzel wohnten. Im Blumenthal konnte man auch öfter am helllichten Tag auf Wildschweine und Hirsche treffen. Als ich kürzlich mal mit dem Auto im Blumenthal war, lief auch gleich ein Hirschrudel über den

Weg. Besonders reizvoll fand ich im Frühjahr die vielen Leberblümchen, die dem ganzen Wald zwischen dem Ende des Ihlandsee und dem Lattsee einen türkisblauen Teppich gaben. Es soll sie leider dort nicht mehr geben. Ich habe mich in dieser Gegend mal zum Ausruhen auf den Waldboden gelegt und war wohl eingeschlafen. Ein Kitzeln im Gesicht machte mich wach und ein Reh sprang davon. Es hatte mich wohl untersucht - neugierig wie Rehe nun mal sind.

Weißer Damhirsche gab es im Eckardtsteinschen Prötzeler Schlosspark. Mir haben die ziegengroßen degenerierten Tiere nicht gefallen. Einmal war ich mit meinem Vater im Kriege dort. Eckardtsteins hatten gerade Besuch vom vatikanischen Nuntius aus Berlin. Leider konnte ich es nicht ahnen, dass dieser Nuntius bald Papst werden würde, sonst hätte ich ihn mir gewiss genauer angesehen.

Jeder Strausberger lernte aus Sicherheitsgründen meist früh schwimmen und außerdem Schlittschuhlaufen. Wenn unser See zugefroren und wenig beschneit war, tummelten sich wohl die meisten Strausberger auf dem Eis. Die Schlittschuhe hatten damals je zwei Klauenpaare, zwischen welche die Schuhhacken und Sohlen mittels eines Schlittschuhschlüssels eingespannt wurden. Nicht immer waren die Schuhe so fest und unsere Spannkraft so groß, dass sich oft ein Schlittschuh löste und wir genau so auf die Nase fielen, wie über Rohrhalme, die unbedachte Kinder aufs Eis geworfen hatten. Nur einige Erwachsene hatten schon Schnürschuhe mit fest montierten Schlittschuhen. Im Kriege waren die holländischen Walzwerkerarbeiter die reinsten Schlittschuhphänomene. Sie konnten schnell wie die Düsenjäger über das Eis flitzen und das mit selbstgemachten Holzschlittschuhen, in die sie unten eine perfekt geschliffene Stahlschiene eingearbeitet hatten. Wir kamen aber, wenn das Eis ohne Schnee war, auch mit unseren Schlittschuhen in kurzer Zeit von einem Seeende zum anderen. Aufpassen musste man an der kleinen Babe, wo das Eis gern dünn blieb und schon Kinder ertrunken waren, und an der lange eisfrei gehaltenen Fahrinne. Dann gab es noch die Eislöcher der Angler und die recht großen Löcher, die Arbeiter der Brauereiniederlage in Strausberg mit großen, ganz groben Sägen in den zugefrorenen See schnitten. Sie gewannen dicke Eisbalken, die in den Eiskeller am Lustgarten neben der Scheune bei Kohlen-Zerkel gebracht wurden. Die Eisbalken sollen sich das ganze Jahr über gehalten haben und wurden nach Bedarf abgeholt und zur Bierkühlung verwendet. Den kleinen Buckel des Bierkellers benutzen wir Kinder vom Lustgarten zum Schlittschuhfahren.

Musik

Ob es vor dem Krieg Konzerte in Strausberg gab, weiß ich nicht. Tanzmusik aber, die gab es. Produziert hat sie in erster Linie die Kapelle unter dem Musiker Kurzweg, der in den hohen Häusern der Wriezener Straße zwischen der Augustastraße (Fritz-Reuter-Straße) und dem Landesjugendheim wohnte. Ich weiß das wegen meiner bei den damals schon tanzfähigen großen Schwestern und aus Klosterdorf und Gielsdorf aus eigener Anschauung. In Klosterdorf fand bei Karl Ziesing und in Gielsdorf bei Tietz oft Tanz statt. Diese beiden Wirtschaften hatten große Säle. Tanzsäle in Strausberg hatten Magnus, die beiden Schützenhäuser und der Schwan. Auf den Dörfern waren Tanzveranstaltungen fast immer mit Prügeleien verbunden. Das lag an der Trinkvorliebe unserer Landsleute für Schnaps und Bier, die aggressiv machen soll. Außerdem machten sich dabei vielleicht auch die slawischen Erbgutanteile bemerkbar, die in der Bevölkerung um Strausberg herum mit vorhanden sein müssten. Mein Vater hatte durch die „Prügeleien mit Tanzvergnügen“ manche Arbeit. Er merkte bald, dass die Leute zurückhaltender waren, wenn er als Auge des Gesetzes in der Nähe war. Den Wirten und der Kapelle Kurzweg war das sehr recht. Wenn in Klosterdorf oder Gielsdorf sonntagnachmittags Tanz war, dann waren meine Mutter und ich auch oft mit von der Partie. Für mich war das sehr interessant. Eigentlich mag ich seitdem immer noch die ländliche Musik aus Polkas, Rheinländern, Schiebern und Walzern ganz besonders. Übrigens den treuen Husaren und die Rosamunde gab es damals schon.

Die Tantiemen für die Kapelle kamen dadurch ein, dass vor der Tanzfläche immer für die nächste Tanzserie Markierungen - wie gefärbte Strohschleifen - verkauft wurden, an denen zu sehen war, ob das Tanzpaar bezahlt hatte. Der Tanzkapellmeister Kurzweg war - etwas im Gegensatz zu seiner Frau - schlank bis hager. Er war der Vater von Emil Kurzweg, auch einem Strausberger Musiker, der heute Ehm Kurzweg heißt.

Wie ich eben Emil Kurzweg erwähnte, fällt mir eine kleine Episode ein, die für junge Eltern vielleicht lehrreich ist. Mein damaliger Freund Hans Kleinschmidt und ich hatten uns an einem stürmischen Herbsttag Kleinschmidts schweres Ruderboot vom Steg ihres Wassergrundstücks in der Ritterstraße losgemacht, mit aller Kraftanstrengung die Ruder (Petscheln) ins Boot geschleppt und versuchten nun auf den See hinauszukommen. Die Eltern wussten davon nichts, wir waren vielleicht gerade in die Schule gekommen und konnten noch nicht schwimmen. Das Rudern war für uns eine große Quälerei. Da kam der einige Jahre ältere Emil Kurzweg mit einem schlanken Ruderboot aus Richtung Fischerkietz herangerudert und bot sich an, uns ein Stück ins Schlepp zu nehmen. Nachdem wir so etwa

mitten auf dem See waren, hatte er die Nase voll, zog das Verbindungsseil ein und verschwand. Uns trieb der starke Wind aber immer näher an die Fahrrinne heran, so sehr wir uns auch bemühten, wieder heimwärts zu rudern. Wir waren schier verzweifelt. Da zog ich in aller Ruhe die Schuhe aus und sagte zu Freund Hänschen, dass ich es nun so mache wie Jesus auf dem See Genezareth und aussteige, um das Boot zu ziehen. Du spinnst wohl, meinte Hänschen, das ist doch nur in der Geschichte so und vielleicht nicht wahr. Ich war dann vorsichtiger und probierte es erst mit einem Fuß, den das Wasser aber nicht trug. Dafür legte sich aber ziemlich bald der Wind und wir kamen wieder wohlbehalten heim.

Von dem alten Kurzweg Musikanten ist mir nur noch Karlchen Ahlschläger in Erinnerung. Er war schon ein älterer Junggeselle, der mit seiner Schwester zusammen im Hause seines Vaters in der Wilhelmstraße gegenüber der Oberschule wohnte. Karlchen Ahlschläger, der leicht stotterte, kam leider sehr häufig zu mir, als ich dann Radios reparierte und dadurch auch löten konnte. Seine Tuba hatte immer wieder Korrosionsstellen und damit Nebenluft. Vielleicht spuckte der Bläser zu viel. Ich habe mich jedenfalls immer sehr geekelt, die falschen Tubalöcher zuzulöten, aus denen oft noch üble Flüssigkeit tropfte.

Karlchen Ahlschläger spielte auch nach dem Kriege wieder. Sogar am Hochzeitsmarsch von Mendelssohn-Bartholdy war er bei den drei Aufführungen des Sommernachtstraums beteiligt, den wir Schüler damals erst am Marienberg-Sportplatz und dann zweimal im Roxy-Filmtheater aufführten. Organisiert hat das etwa im Sommer 1947 oder 1948 die Frau Broszat - im tragischen Zusammenhang schon im Kapitel „Hunger“ erwähnt - zusammen mit Frau Goering, die eine ungarische Sängerin oder Schauspielerin war und damals an der Oberschule als Musiklehrerin fungierte. Obwohl mir das Auswendiglernen der sich wenig reimenden Shakespeare-Texte gar nicht lag und ich auch noch ziemlich steif agierte, denke ich gerne an unseren Schüler-Sommernachtstraum. Ich überlege, wer noch an Strausbergern mitspielte. Ruth Magnus fällt mir ein, heute Ehefrau vom Zahnarzt Dieter König, Klaus Becke aus Eggersdorf, Rosemarie Schwager aus Wilkendorf, Christa Knabe vom Friseur Knabe, Lore Marutzki, vom Lehrer Marutzki die Tochter, Vera Klehne, die die Helena spielte. Ich war Theseus, erste Stelle auf der Personenliste, aber nur eine kleine Rolle, bei der ich noch viel ablesen konnte. „Nun rückt Hypolytha die Hochzeitsstunde mit Eil heran. Sechs frohe Nächte bringt der neue Mond“; damit sollte ich meine Partnerin Waltraud Tkaczyk als Hypolytha zärtlich auf die Bühne führen. Das gelang mir trotz vieler Ermahnungen von Frau Broszat nie, denn Waltraud war 2 Jahre älter und ich hatte noch rechte Hemmungen vor dem andern Geschlecht.

Übrigens Waltraud Tkaczyk hatte kurz zuvor auf schreckliche Weise einen ihrer zwei Brüder verloren. Der Bruder war taubstumm. Tkaczyks wohnten in der Gartenstadt. Auf dem Weg dorthin wurde der Bruder von einer Sowjet-Patrouille angehalten. Er blieb aber nicht stehen, weil er das „stoi“ ja gar nicht hörte. Ein aufgebracht Russen erschoss ihn sofort.

Vor dem Kriege gab es öfter Tanzveranstaltungen. Ich erinnere mich wenigstens an eine vom Haus- und Grundbesitzerverein Strausberg. Wer konnte und Töchter hatte, war dort Mitglied. Einmal hatte die Strausberger Polizei ein Betriebsfest in der Spitzmühle. Auch mein Vater mit Familie war eingeladen. Ich erinnere mich daran, weil wir mit dem neuen Strausberger Polizeiauto abgeholt wurden. Das dunkelblaue Auto sah mit seinen mindestens 6 Sitzbänken wie ein übergroßer offener Pkw aus. Es hatte ein Aufklappverdeck. Links und rechts war ein breites Trittbrett und auf dem rechten war die überdimensionale Anlasskurbel in Klammern abgelegt. Mehrere Männer mussten das Auto vor dem Start andrehen. Elektrische Anlasser gab es vielleicht noch nicht.

Im Kriege fand kein öffentlicher Tanz mehr statt, aber kurz nach Kriegsende schon fingen die Tanzveranstaltungen wieder an. Jetzt spielte meist die Kapelle Ziesmer im Magnus-Saal oder im Schwan. Ich wartete nicht zu lange und 1947 oder 1948 machte ich einen Tanzkursus mit. Nun gab es schon mehr Tangos und auch der Foxtrott war aufgekommen. Der Tanzschullehrer kam eigens aus Berlin und brachte als Musik einen behinderten Klavierspieler mit. Proben und Tanzstundenbälle fanden in dem großen Lokal in der Vorstadt gleich hinter der Ostbahn auf der Hennickendorfer Chaussee statt. Irgendwas mit „Wald“ war im Namen.

Ein bedeutender kultureller Lichtblick für Strausberg waren diverse Konzerte von sowjetischen Militärorchestern, die auch im Roxy-Saal stattfanden. Begeistert erinnere ich mich an das Alexandrow-Ensemble, das russische Volksmusik und Tänze vorführte. Das Prinzip „Brot und Spiele“ wurde seit Roms Zeiten von totalitären Mächten zur Beruhigung und geistigen Verführung der Unterdrückten benutzt. Hinzu kam, dass die Russen ganz offensichtliche kulturelle Minderwertigkeitskomplexe den Deutschen gegenüber hatten, wie an den ungezählten Überreaktionen in Schule und Öffentlichkeit zu ersehen war. Das war aber ganz unbegründet, wie wir alle wissen. Es gilt auch hier das schlaue Wort: „Minderwertigkeitsgefühle haben immer die falschen“.

1948 bis 1950 etwa gab es in Strausberg einen Interessentenkreis, der einmalig schöne Arienabende und Kammerkonzerte in der Oberschulaula veranstaltete. Kollegium musicum war die Überschrift. Es waren meist kleine Künstlergruppen aus Berlin engagiert. Obwohl ich einmal wegen

störenden Lachens mit meinem Freund zusammen des Saales verwiesen wurde, habe ich sicherlich keinen der immer großartigen Collegium-musicum-Abende versäumt

Die Schuld der Eltern

Wer ist nicht gern bereit, die Schuld für eigene Mängel anderen zuzuschreiben? Beliebte Adresse für dererlei Schuldzuweisungen sind die Eltern. Von meinen Kindern und Enkelkindern habe ich das auch schon erfahren. Weil ich hier nun beim Verfassen von Jugenderinnerungen wieder mal sehr intensiv über meine Frühzeit nachdenken muß, kommen auch meine Schuldzuweisungen wieder auf; es sind keine politischen, die ich gegen meine Eltern habe. Den Pauschalurteilen gegen die Generation unserer Eltern kann ich mich nicht anschließen, weil ich weiß, wie sehr man beim Richten die Umstandsbedingungen mit berücksichtigen muß. Ich habe meine Eltern stets nur gradlinig und rundherum anständig erlebt, wobei Christentum und Preußengeist im edelsten Sinne sie geleitet haben. Es kann sein, dass sie die Weimarer Zeit mit ihren oft schwächlichen Zügen, die nun mal einer Demokratie anhaften, als sehr bedrückend empfanden. Es kann auch sein, dass Hitler mit seinen vaterländischen Sprüchen und seinen Arbeitsbeschaffungen anfänglich Sympathie bei meinen Eltern gewonnen hatte. Bedenken hatten sie aber gleich gegen die in Strausberg in Erscheinung getretenen SA- Typen, die sich vorwiegend aus dem Pöbel rekrutierten, aus dem vorher Spartakisten und Anarchisten kamen. Die Reichskristallnacht bedeutete schließlich für meine Eltern das totale Ende für jede Sympathie und jede Nachsicht gegenüber den Nazis. Ich werde noch ausführlich im Kapitel „Juden“ darüber schreiben. Ich habe nur ganz harmlose Schuldzuweisungen gegen meine Eltern:

In der Volksschule hatte ich mal vom Lehrer Pulwitt Prügel mit dem Rohrstock bezogen. Das Schlimme war, dass ich an dem Lärm in der Klasse ganz unschuldig war. Ich kam nämlich gerade aus dem Lehrerzimmer, als Pulwitt wie meist verspätet in die tobende Klasse kam. Und im Klasseneingang hat es mich halt erwischt. Mein Vater war darüber so aufgebracht, dass er den Herrn Pulwitt am folgenden Sonntag mit der Breitseite seines Säbels verprügelte, als jener - wie öfter - angetrunken aus der Lindenwirtin kam. Die Lindenwirtin war ein nettes Lokal am Eingang der Carl-Lehnert-Straße von der Berliner Straße aus. Der Herr Pullwitt hat meinen Vater bezeichnenderweise nicht angezeigt, dafür hat er - und ich denke das war seine Rache - im Turnunterricht zu mir „Zuckerpüppchen“ gesagt. Dadurch hatte ich bei meinen Mitschülern einen Spitznamen weg, der doch sehr gegen den Anfang meiner Ehre ging. Allerdings war ich auch recht zart und meine Mutter kleidete mich zudem auch etwas zu artig.

In der Oberschule war Studienrat Max Schiebel mein Lateinlehrer. Wegen seiner hageren Figur und weil er auf dem Mühlenberg wohnte, war er in Anlehnung an Cervantes bei den Schülern der „Ritter Max von Mühlenberg“. Im Unterricht schwärmte er mal über seine Kriegserlebnisse im Ersten Weltkrieg. Als ich das zu Hause erzählte, meinte mein Vater so nebenbei: ach, der soll man nicht so angeben, der war ja doch nur Stoppelhopper. Das war die typische Arroganz der berittenen Gedienten gegen die Infanteristen. Ich Esel habe dann bei nächster Gelegenheit gesagt: ach Sie waren ja nur Stoppelhopper. Von da an hatte ich natürlich keine Chancen mehr, ein halbwegs akzeptabler „Lateiner“ zu bleiben; zumindest bis zum Kriegsende, solange Herr Schiebel mein Lateinlehrer war. Für mich war das ein Alibi und Vater hatte selbstverständlich die Schuld.

Ich war neben zwei Töchtern aus erster Ehe der einzige Sohn und sollte unbedingt Offizier werden. Vielleicht war Vater deshalb besonders streng zu mir. Gehorchen musste ich absolut und ohne jede Widerrede. Im Sommer musste ich unter einer Decke schlafen. Nur kalt durfte ich mich waschen. Im Winter dick anpummeln gab es nicht. Und dabei war ich doch ein zartes Kind. Ich hatte aber schon damals keine Lust, auf Dauer Soldat zu werden. Ich fand es schon sehr unsinnig, wenn mein Vater beim Telefonieren mit einem höher Chargierten aufstand und Haltung annahm. So was hätte man mir gewiss nicht einbläuen können. Erfreulicherweise erzählte mir mein Vater viel und er zeigte mir auch viel. Er nahm mich oft mit zu interessanten Leuten. 1943 machte er mit mir Fahrradtouren durch seine Heimat in Hinterpommern. Heute merke ich, dass doch vieles dieser eigentlich zu frühen Informationen bei mir tief verwurzelt ist. Es waren vor allem die ungezählten Beispiele von Lebensgeschichten aus seiner Militär- und Gendarmeriezeit, die mit den Kriterien Gut/Böse und Recht/Unrecht bleibende Anschauungen hinterließen. Ich verlor meinen Vater durch die Sowjets als ich 15 war. Darunter habe sehr lange gelitten. Fast ein Leben lang suchte ich - allerdings vergebens - einen Ersatzvater, der mich liebte, der mich beriet und der dazu weise genug war. Ich weiß dadurch leider, wie nötig man insbesondere zwischen 15 und 25 einen Vater braucht. Mein Hauptvorwurf ihm gegenüber gilt seiner mangelnden politischen Weitsicht hinsichtlich seiner persönlichen Sicherung zum Beispiel durch rechtzeitige Flucht. Das reißt ein ganzes Generationenproblem an. Unsere Soldatenväter konnten zwischen Vaterland und Staat - dem nazistischen Staat - nicht trennen. Das geht sicher vielen, wenn nicht den meisten Soldaten in totalitären Staaten so.

Als ich 30 Jahre alt war und gerade selbst erstmals Vater geworden war, machte ich meiner Mutter Vorwürfe über die strenge und meines damaligen Erachten nach selbstbewusstseintötende Erziehung. Auch zuviel Be-

scheidenheit wäre uns anerzogen. Die generelle Achtung anderer Menschen hätte sich auch als oft nicht gerechtfertigt erwiesen. Heute bedauere ich diese Jungspornvorwürfe zutiefst. Ich bin im Gegenteil froh über die alten noch an mir wirksam gewordenen Einstellungen. Mit Leistung konnte man ja das vermeintlich zerstörte Selbstbewusstsein aufbauen - als Antrieb gewissermaßen. Die Bescheidenheit und damit etwas zusammenhängend die anerzogene Demut ermöglichen Lebenssituationen zu ertragen, die andere verzweifeln lassen.

Orden

1941, als ich 10 Jahre alt wurde, musste ich Mitglied beim „Deutschen Jungvolk“, der NS-Kinderorganisation werden. Obwohl ich eigentlich neben der Schule und den schon erwähnten Pflichten viele Arbeiten für Vater und Mutter zu verrichten hatte, wie Botengänge, Einkaufen, Johannisbeerpflücken usw. ging nun noch ein Nachmittag in der Woche für den „Dienst“ als Pimpf verloren. Der Dienst fand meist auf dem Sportplatz am Marienberg statt. Alle 10 bis 14-jährigen, die in Strausberg westlich der Post wohnten, gehörten zum Fähnlein 18, die in der Stadtmitte zum Fähnlein 17. Unseren Fähnleinführer lernten wir gerade noch beim ersten Appell kennen. Er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Großkopf. Dann wurde er schon eingezogen. Der Dienst bestand zunächst aus dem Sammeln. Dabei wurde nach dem Antreten und Ausrichten auf saubere Fingernägel, geputzte Schuhe und ein reines Taschentuch hin kontrolliert. Das fand ich gar nicht so schlecht. Dann wurde militärähnlich exerziert; aber die vorwiegende Zeit wurde Sport getrieben und Geländespiele gemacht. Sie war eigentlich ganz schön, die Pimpfzeit. Die Einflussmöglichkeiten auf uns Kinder waren zweifellos groß. Wir wurden aber kaum mit Ideologischem eingeseift. Ich bedaure oft, dass die Demokratie nicht in der Lage sein kann, allen Jugendlichen auf so interessante spielerische Weise die nötigsten Konventionen menschlichen Zusammenlebens beizubringen. Um meine Eltern nicht zu enttäuschen, hielt ich meinen Ehrgeiz bei den Pimpfen zurück. Sonst hätte ich es leicht zum „Hordenführer“, das war der erste Dienstgrad, bringen können.

Trotzdem blieb noch zum Spielen, zum Schwimmen oder zum Schlittschuhlaufen Freizeit. Ich hatte eine Laubsäge und dazu einen breiten Streifen von etwa 4 mm dünnem Birkenperrholz geschenkt bekommen. Das erste, was ich noch ziemlich mühsam aussägte, war ein eisernes Kreuz. Originalvorlagen hatten wir genug in der Familien-Schatulle, an denen man mit dem Bleistift die Form abstreichen konnte. Das Werk malte ich mit schwarzer Tusche an, wobei der Rand holzweiß blieb. Bald fand sich eine Verwendungsmöglichkeit für diesen Orden. Wir waren ein paar Jungen, die

gerne zusammen spielten. Hans Kleinschmidt war dabei und Siegfried Klauke. Manchmal kam aus unserm Haus noch Günter Kratz, der etwa gleichaltrige Enkel des Knopfmachers hinzu. Es lag an der Zeit, dass wir meistens Soldat spielten. Die Frau vom Bäcker Kurt Appelt hatte uns über Frau Kleinschmidt gebeten, dass wir auch ihren Sohn, der ein bisschen jünger war, an unseren Spielen beteiligten. Als wir ihn abholten, packte uns Frau Appelt eine große Tüte mit Rosinenschnecken ein. Bei uns zu Hause angekommen, wurden erst mal die Schnecken ausgepackt und die Teilbarkeit durch die Freundeszahl überprüft. Das ging, wenn einer keine bekam. Dieser eine war dann Günter Kratz, der zuletzt zu uns stieß, da seine Schularbeiten so spät fertig waren. Er wusste nichts von den Schnecken. So erhielt er einen Aufklärungsauftrag, möglichst weit weg irgendwas zu erkunden. Wir nutzen die Zeit zum Schneckenessen und als Günter zurückkam, wurde er sehr gelobt und erhielt für seine Erkundung das hölzerne Eiserne Kreuz. Er war davon sehr angetan und wir hatten dadurch sehr früh etwas über den Sinn und Zweck von Orden verspürt. Mich hat diese etwas schäbige Angelegenheit dennoch ein Leben lang belastet, wohl insbesondere darum, weil Günter Kratz dann 1954 als Fremdenlegionär in Dien Bien Phu (Vietnam) gefallen ist. Außer ein paar vielleicht sogar käuflichen Berbermädchen hat er wohl nicht viel von seinem jungen Leben gehabt. Die Gedanken über Kriege und die auslösenden Interessen sind frei, aber wohl nicht entwirrbar. Die kategorische Ablehnung von Militär und Krieg ist gewiss keine brauchbare Lösung. Ich traf den Günter in der Stadt, bevor er etwa 1948 nach Westberlin flüchtete und dort dann leider in die Hände der französischen Legion Etrangère geriet. Er hatte ein Kinoplakat in Strausberg an einer Litfaßsäule studiert. Die Ecke eines überklebten Plakats verhinderte die gewünschte Information. Er zog die störende Ecke ab, wurde dabei von einem sowjetischen Geheimdienstler beobachtet und eingesperrt. Man beschuldigte ihn, sowjetische Plakate zerstört zu haben und ließ ihn mehrere Tage schmoren. Dann war man bereit, ihn freizulassen, wenn er sich zu Spitzeldiensten verpflichtete. Das belastete den Jungen so, dass die Flucht für ihn die einzige Lösung schien. Übrigens erhielt die Mutter aus Frankreich einen großen Westmark-Betrag als Wiedergutmachung für den gefallenen Sohn. Das erschien mir sehr makaber.

Noch eine zweite frühe Beobachtung zum Thema Orden, nämlich über ihre Wertigkeit, konnte ich machen. Ich hatte die Orden meines Onkel Paul aus dem Ersten Weltkrieg geerbt. Darunter waren immerhin das EK erster Klasse und die Brcziny-Schleife - und mein Onkel war kein Offizier. Ich war stolz auf meinen Onkel. Mein Vater hatte viel mehr Orden und viel schönere, die z. B. bei Beerdigungen angelegt wurden. Aber es waren keine richtigen Kriegsorden dabei. Unter anderen zweimal das Kriegsverdienstkreuz ohne Schwerter und dann auch ein Olympiaorden, für den er 1936 nur

Parade geritten war. Männer lieben Orden, weil diese ihren oft auch nur scheinbaren Wert repräsentieren. Das ist so ein Stückchen Machttrieb, der leicht ausnützlich ist, denn ein Orden kostet nicht viel, und die Männer sind bereit, selbst ihr Leben dafür zu opfern. Ich lehne beileibe den Ordenskult nicht ganz ab, denn er hat auch seine guten Seiten. Schließlich ist er auf menschlichen Trieben begründet und die sind für mich alle gottgewollt. Ich finde es natürlich gut, diese Dinge des Lebens so zeitig wie möglich zu durchschauen, dann können sie einen nicht sinnlos verführen. Darum schreibe ich dies hier für meine Enkel auf.

Ich habe auch mal völlig unerwartet einen Orden bekommen. Einen roten Sowjetstern als Aktivistenorden 1960, kurz vor meiner schon längst vorbereiteten Flucht in den Westen. Ich hatte dabei gar keine Gefühle.

Als ich von den Orden schrieb, fiel mir ein, noch nicht erwähnt zu haben, dass mein Vater in einem Verein alter Soldaten war und auch irgendein Amt darin bekleidete. Zu uns kamen zum Beispiel vor einem „Tag der Wehrmacht“ viele alte Uniformen aus einem Berliner Museums-Fundus. Mit diesen alten aber schönen und bunten Uniformen bekleidet, mussten die Vereinsmitglieder dann mit den roten Sammelbüchsen des NS-Winterhilfswerks sammeln gehen. Mein Vater brauchte keine solche Uniform anzulegen, obwohl er es vielleicht gern getan hätte. Sie haben mir schon gefallen, die Husaren mit ihren schnüren- und pelzgeschmückten Dolmans, die gefällig auf einer Schulter getragen wurden und auf dem Kopf die Pelzmütze mit dem flatternden Kolpack, dem oft roten Mützensack, die Ulanen mit ihrer chic geschnittenen zweireihigen Ulanka und dem Tschapka, dem Lederhelm mit Messing- Viereckplatte als Spitze, woran heute noch die polnischen Dienstmützen erinnern, nicht zuletzt die Kürassiere mit der hochglänzenden Blechbrust, dem Kürass. Durch den Soldatenverein kannten wir nun noch eine weitere Schicht von Strausbergern sehr gut. Der älteste war Herr Bauch aus der Klosterstraße. Er hatte noch 1870/71 mitgekämpft. Leider erzählte er nicht viel.

Eigentlich wollte ich zum Ausklang dieser Schrift noch meine Gedanken über die problematische gegenwärtige Sozialstruktur in Deutschland aufschreiben und gegen die wachsende Maßlosigkeit polemisieren. Ich überlasse dies aber lieber Kompetenteren, weil meine eigenen Gedanken schon an der Bewertung bereits fest angenommener Veränderungen gescheitert sind. Nur soviel möchte ich bemerken, dass sich Arbeitslosigkeit und Staatstreue nicht gut vertragen. Außerdem werden die Arbeitslosen krank, weil sie nicht gebraucht werden und die Arbeitenden werden krank, weil sie zu viel und immer in Existenzsorge arbeiten müssen. Das ganze Volk wird somit krank und ärmer, weil im Staat und in der Wirtschaft schlecht gelenkt wird und das im Zusammenhang damit, dass die Sucht nach Geld

schon zu haltlos und dadurch rücksichtslos geworden ist.

Die Kirche

Von der offiziellen Konfession her bin ich evangelisch, wie fast alle Strausberger. Ich hatte aber einen katholischen Großvater, der trotzdem seine Kinder evangelisch taufen ließ, weil die Großmutter evangelisch war. Die Katholiken haben einen teureren Glauben, was zeitliche, wirtschaftliche und auch geistige Opfer betrifft. Es gab auch eine kleine katholische Kirche in der Weinbergstraße; aber die katholische Gemeinde war sehr klein, etwa so klein wie die jüdische Gemeinde. Letztere hatte eine recht armselige Synagoge am Schäferplatz, unweit von der Paddengasse. Die Paddengasse - vielleicht hieß sie nicht mal offiziell so - verbindet als Fußsteig die Müncheberger Straße mit der Jungferstraße früher vom Fahrradgeschäft Miele aus direkt auf den Fischladen von Robert Kroll in der Jungferstraße zu.

Die evangelische Marienkirche hat etwas Majestätisches an sich. Trotzdem sind meine Eltern nur einmal im Jahr zur Kirche gegangen, zu Weihnachten nämlich. Hinzu kamen Kirchenbesuche bei Hochzeiten oder Kindtaufen in naher Bekanntschaft. Mein Vater war zwar bewusst christlich, hielt aber nicht viel von den Pfarrern; meine Mutter war frommer. Ich musste schon als ganz kleiner Junge jeden Sonntag zum Kindergottesdienst gehen. Wenn es sehr kalt im Winter war, fand der im Gemeindehaus in der Jungferstraße statt. So war es auch, als Pfarrer Nehm das letzte Mal zu uns Kindern sprach. Sein Thema ging um Selbstmord. Als ich mittags heimgebummelt war, wussten meine Eltern schon, dass sich Pfarrer Nehm gerade aufgehängt hatte. Das war dann auch mein letzter Kindergottesdienst. Aktuell wurde die Kirche wieder zur Konfirmation. Der vorausgehende Konfirmationsunterricht, der anfangs noch in der Schule stattfand, durfte dort nicht mehr abgehalten werden. Er fand dann nach Schulschluss in der Kirche statt. Genzmann hieß der Pfarrer. Es war sehr verwunderlich, dass er den Unterricht auch in der Kirche, wie zuvor in der Schule, stets mit „Heil Hitler Setzen!“ begann. „Heil Hitler“ war der offizielle Gruß, wozu wir Jugendliche und alle Staatsdiener angehalten waren. „Guten Tag“ zu sagen, war fast eine kleine Gegendemonstration gegen das braune System. Wenn man sich nicht von verdächtigen Personen beobachtet fühlte, sagte man „Guten Tag“. Es gab eine Reihe von Personen, vor deren Besuch mir mein Vater sehr einbläute, keineswegs den Hitlergruß zu benutzen. Eine dieser Personen war zum Beispiel Hans von Rohrscheid, der Gutsbesitzer von Garzau. Wir hatten öfter Kontakt mit ihm. Er war für mich wie ein Weiser. Nur der Umstand, dass er mit Thomas und Heinrich Mann eng verwandt war, bewahrte ihn in der Nazizeit. Er war nämlich Halb- oder

Dreivierteljude. Nach 1945 ging es ihm mehr als dreckig. Er musste Garzau verlassen, wohnte dann in einem Dachkämmerchen in Rehfelde und ernährte sich mühsam dadurch, dass er aus eingesammelten Zapfen von besonders guten Tannen und Fichten den Samen gewann und verkaufte. Wenn man so erzählt, kommt man leicht vom Thema ab. Also wieder zurück zum Konfirmationsunterricht in der Kirche. Der Kirchturm von St. Marien ermöglicht eine schöne Aussicht über Strausberg und Umgebung. Außerdem gab es viele Schleiereulen und Käuze im Kirchturm, die am Tage nicht ausrückten und die man dort aus unmittelbarer Nähe in ihren Nischen beobachten konnte. Der Konfirmationsunterricht war eine Chance, auf den Kirchturm zu gelangen. Wir baten den Pfarrer mehrmals darum und er gab uns ab und zu auch den Kirchenschlüssel, den wir dann wieder im gegenüber gelegenen Pfarrhaus abgeben mussten. So war es auch das letzte Mal, als wir auf den Kirchturm durften. Als wir auf der Treppe am Chorraum vorbeikamen, sahen wir einen auffälligen großen Hebelschalter mit Handgriff. Einen von uns reizte dieser Schalter und er hat ihn dann sicherlich unüberlegt gezogen. Ein Gebläse lief an. Das musste das Orgelgebläse sein. Damit war für mich eine große Versuchung aufgekommen. Ich wollte mal probierhalber auf der Orgel spielen. Schon mit 10 Jahren hatte ich Klavierunterricht bekommen bei Erich Krause in der Siedlung Eckardtstein. Als Herr Krause dann eingezogen wurde, machte eine ältere Frau den Unterricht weiter. Da dann aber nur Fingerübungen und Etüden gespielt wurden, starb dabei meine anfängliche Freude am Klavierspiel. Ich habe nicht weiter gelernt. Zu Hause spielte ich natürlich gern Schlager und sonst Aktuelles „Lili Marlen“ oder „in der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine“ zum Beispiel und das natürlich ohne Noten. Ich setzte mich also im Chorraum an die Orgel. Irgendein anderer Jungmusikant hatte mit den Ziehknöpfen ein Orchester zusammengestellt. Ich glaube, Lili Marlen klimperte ich. Es klang himmlisch und ich danke unserer guten Marienkirche jetzt noch nach über 50 Jahren für die damalige Möglichkeit. Auch die andern waren ganz ruhig und andächtig. Ich habe auch nur ein Lied gespielt. Aber leider hat das wohl eine frömmelnde Spinatwachtel gehört, die sofort zum Pfarrhaus lief und petzte. Noch am gleichen Nachmittag wurden meine Eltern vom Kirchendiener Heidenreich einbestellt und dort erfuhren sie die vermeintliche Ungeheuerlichkeit und den Umstand, dass ich mangels Reife nun in diesem Jahr noch nicht konfirmiert werden könne. Meine Eltern haben mir zu Hause dies dann eröffnet und mir Vorhaltungen gemacht. Meine Mutter war ziemlich erschöpft; aber in den Augenwinkeln meines Vaters glaube ich Stolz auf seinen Sprössling gesehen zu haben. Also der Konfirmationsunterricht war auch gestrichen. Es kam ja dann auch bald das Ende des 3. Reiches. Der alte Pfarrer war dann verschwunden, ein neuer als Flüchtling aus Grünberg Schlesien war gleich da. Er

hatte einige Grünberger Gemeindemitglieder mitgebracht. Superintendent Dr. Böhm hieß er. Er konfirmierte mich dann auf besonderen Wunsch meiner Mutter bei erster Gelegenheit. Ich war der Längste, wahrscheinlich inzwischen auch der Älteste unter den Konfirmanden und darum in der Reihe der Abendmahlempfänger der erste. Auf den Schluck Rotwein waren wir alle sehr gespannt. Ach, wie groß war die Enttäuschung, als die heilige rote Flüssigkeit sich als kaltes Heißgetränk entpuppte. Der Kirchenwein war sicherlich ein personelles Kriegsoffer geworden; schließlich hatte sich nach dem Russeneinmarsch die sowjetische Kommandantur im Pfarrhaus niedergelassen.

Ich hatte vor 1945 noch einen sehr guten Kontakt mit dem katholischen Pfarrer, der einer der wenigen war, die einem Jugendlichen das Gefühl gaben, ernst genommen zu werden. Wir tauschten jedes Mal ein paar Worte aus, wenn wir uns sahen, und das habe ich sogar öfter herbeigeführt, indem ich mit dem Fahrrad ab und zu an der katholischen Kirche vorbeifuhr. Kennen gelernt hatte ich den Pfarrer bei einer Flucht in die katholische Kirche. Im Winter 1943/44 haben ein Freund von mir und ich in schabernackscher Unternehmungslust im Vorbeisausen auf dem Eis an einer Gruppe älterer Jungen eine oder zwei Eishockeykellen geraubt. Obwohl wir ihnen die Kellen gleich wieder zuwarfen, nahmen sie, offensichtlich rachedurstig, die Verfolgung auf. An der Weinbergstraßentreppe verließen wir das Eis und rannten mit Schlittschuhen an den Füßen treppauf und in unsrer Not dann in die katholische Kirche, wo gerade Messe war. Ehe ich es dann wieder vergesse, will ich hier lieber gleich vermerken, dass der Fährmann Gutacker auch so ein Mann war, der einen als Jugendlichen ernst nahm. Er war, wenn ich mich recht erinnere, aus Wesel am Niederrhein. Später - vielleicht erst nach 1945 - wurde er Bademeister und war Vorgänger vom Bademeister Forchner.

Die Juden

Eigentlich kann ich mich persönlich nur noch an drei Strausberger Juden erinnern. Es war der alte Herr Levi der in der Großen Straße ein winziges Textilgeschäft betrieb. Das müsste da gewesen sein, wo heute das Haus Kohls steht. Meine Mutter kaufte dort öfter. Er war schon ein alter, ganz lieber Mann, der sicherlich recht arm war. Dann kam zu uns mal Frau Hamburger, die Frau von Dr. Hamburger, der in Strausberg in der Weinbergstraße eine private Nervenklinik betrieb. Meine Mutter hatte bei Hamburgers einige Jahre als Diätköchin gedient. Der Sohn von Dr. Hamburger - inzwischen auch Mediziner - besuchte uns noch lange vor der Reichskristallnacht, um sich zu verabschieden. Er wanderte nach Amerika aus. Mir brachte er als Besuchsgeschenk ein Paar Kinderpantoffeln mit, die ich nie vergessen werde. Sie waren Affen nachgebildet. Dann gab es in Strausberg

noch zwei große jüdische Textilgeschäfte London und Zeidler und ein ganz kleiner Textilladen war dann noch in der Müncheberger Straße, im Röhr-Eckhaus zur Großen Straße. Die Nazihetze gegen die Juden war permanent seit der braunen Machtergreifung. Ich kann mich übrigens noch an die Wahl Hitlers erinnern. Ich saß noch im Kindersportwagen. Meine Eltern gingen zum Wahllokal im Restaurant „Magnus“ in der Wilhelmstraße. Am Eingang standen viele Männer. Einer schenkte mir eine goldfarbene Blechplakette, die ich jahrelang schwer verteidigte. Mancher weiß eben nicht, was er tut. Es war ein eingprägtes Hitlerbild. Jedenfalls emigrierten die meisten Strausberger Juden noch rechtzeitig. Nur den armen Levy, der kein Geld für die Emigration hatte, soll es erwischt haben.

Am Tage der Reichskristallnacht war ich mit meiner Mutter in der Stadt. Wir gingen zum Schäferplatz und sahen Horden übler SA-Gestalten, wie sie die Synagoge einrissen. Dann kamen wir durch die Schulstraße auf das Haus London in der Großen Straße zu. Dort brüllten SA-Banden mir nicht in Erinnerung gebliebene böse Schmähreime gegen die Juden. An die Fenster waren „Juden raus!“ und Judensterne geschmiert. Meine Mutter zitterte vor Angst und Aufregung am ganzen Körper. Diese Angst übertrug sich auch auf mich, den fast 8-jährigen Jungen. Zu Hause wurde gleich mein Vater informiert, den die Ohnmacht der Hilflosigkeit tief erschütterte. Wir hatten nur gute Erfahrungen mit Juden gemacht. Meine Mutter hatte jahrelang bei Juden gearbeitet, nachdem sie mal in einem „arischen“ Haushalt Schlechtes erlebt hatte. Das Nazisystem hatte sich meinen Eltern nun als kriminell erwiesen und bei ihnen jede vielleicht ursprünglich vorhandene Sympathie verspielt. Aber es war zu spät. Der braune Machtapparat war schon ein sich selbst stabilisierendes Terrorsystem. Meine Eltern waren zudem als Gehaltsempfänger abhängig. Sie hatten noch Schulden fürs Haus. Vielleicht hätten sie an Emigration ohnehin nicht gedacht. Man musste, wie die meisten der 80 Millionen Deutschen damit weiterleben und die eigene Einstellung geheim halten. Nur guten Freunden konnte man sich offenbaren und mancher hat mangelnde Menschenkenntnis mit dem Leben bezahlt. Trotzdem wundere ich mich heute über den privaten Mut meines Vaters. Er regelte manche menschlichen Probleme durch geschickte Ausnutzung seiner kleinen Möglichkeiten. Beispielsweise verhinderte er die Deportation des Schweizermeisters Werli aus Klosterdorf. Dann ließ mein Vater unterstützend zu, dass unser kommunistischer Kellermieter Franz Schmidt in unserm Haus ein Judenehepaar versteckt hielt. Das Paar lebte lange Zeit untergetaucht in Berlin. Er war früher Vertreter für Bäckerbedarf und von den Nazis schon kastriert worden. Sie war eine schöne schwarzhaarige Frau. Sie haben sich die ganzen Jahre von süßer Nussmasse ernährt, die er früher verkaufte und wovon sie noch einen kleinen Vorrat hatten. Wenn das rausgekommen wäre, dass in unserm Haus ein Judenversteck

war, wäre gewiss unsere Familie ausgerottet worden. Übrigens war dieses Judenehepaar natürlich selig, als die Russen kamen. Wir hatten sie mit im Postbruch. Gleich in den ersten Tagen nach dem Einmarsch machten sie sich auf den Weg zur Sowjetkommandantur. Ich hatte ihm zuvor beigebracht, dass „ich bin Jude“ auf russisch „ja jevre“ heißt. Als Reaktion bekam er auf der Kommandantur einen kräftigen Tritt in den Achtersten. Die beiden waren davon und weil Franz Schmidt ihnen, wie sie sagten, den Rest ihrer süßen Nussmasse gestohlen hatte, sehr enttäuscht. Sie gingen gleich nach der Kapitulation nach Berlin und haben sich nie wieder sehen oder hören lassen. Mit Undankbarkeit muß man eben immer im Leben rechnen.

Ich wurde als blonder Germanentyp nacheinander sowohl für die Adolf-Hitler- Schule wie für die NAPOLA ausgewählt. Meine Eltern waren natürlich sehr dagegen; Aber als Staatsbeamter war es schon mehr als problematisch, diese „besondere Ehre“ zurückzuweisen. Meine Eltern ließen mich zu beiden Aufnahmeprüfungen krank sein. Und das klappte.

Die Judenläden wurden bald von Leuten, die gute Beziehungen zu den Nazis hatten, wahrscheinlich für ein Trinkgeld, übernommen. Aus dem Laden London machte eine Familie Ferch einen Textilladen, der sich zusätzlich auf braune Uniformen spezialisierte. Meine Eltern mieden die ehemaligen Judenläden; aber die Uniformteile für meine Pimpf-Kluft mussten sie dann doch bei Ferch einkaufen.

Strausberg hatte auch einen Judenfriedhof. Er lag hinter einer dicken-Mauer gegenüber der Anlegestelle der Fähre. Ich habe ihn erst nach 1945 kennengelernt; vorher war das dicke Holztor verschlossen. Der Judenfriedhof war noch voller vorwiegend umgestürzter und teilweise auch zerschlagener Grabsteine. Ich kenne die Benutzung des Judenfriedhofs dann für blinde Briefkästen der ersten Liebesbriefe. Es wäre interessant, zu erfahren, wo die vielen noch gut lesbaren Grabsteine geblieben sind.

Schule

Zu Ostern 1937 bin ich in die Schule gekommen. Das fing für mich alles ziemlich mit Betrug an. Ich war allerdings schon vorgewarnt durch meinen kleinen Freund Günter Timm im Nachbarhaus Nr.2, der ein Jahr älter war als ich. Zur Schuleinführung, zu der wir erst in die Kirche gingen, bekam ich eine große spitze Schultüte. Ein kurzer Blick hinein war vielversprechend, alles voll Schokolade und Pralinen. Nachher war die Schokoladenschicht nur einlagig und schnell weggeputzt und es kamen dann ganz billige Kekse und Waffeln zum Vorschein. Und das noch nicht genug. Auch die Keksschicht war bald zu Ende und dann gab es nur noch zusammengeknülltes Seidenpapier, das den weitaus größten Teil des Tütenvolumens füllte. In

der Schule war Alwin Schwarz unser erster Lehrer. Am ersten Schultag spielten wir nur mit Knete. Knete ist damals nicht das gewesen, was man heute darunter versteht, sondern Knetgummi - eine Art gefärbter Fensterkitt. Meine Mutter kaufte mir dann nachmittags gleich eigene Knete. Dann sollten wir zum nächsten Schultag abgebrannte Streichhölzer sammeln, aus denen Buchstaben gelegt werden sollten. Mein Vater hielt das für unhygienisch und brannte für mich mit einer interessanten Stichflamme eine neue Schachtel Streichhölzer ab. Ich freute mich sehr auf den zweiten Schultag mit Knete und Streichhölzerlegen. Aber wieder Betrug. Nichts von Knete und Legespielen; es ging gleich mit Schreiben los. Etwas Gutes haben diese Enttäuschungen auch gehabt. Ich blieb seit daher sehr kritisch und verhalten, wenn es irgendwelche offiziellen Versprechungen gab.

Nun noch kurz zu meinem kleinen Freund Günter Timm. Er war immer viel kleiner als ich, obwohl er einen riesenlangen Vater hatte. Was mir an ihm besonders gefiel, waren seine Großeltern namens Weinberg, die aus Mecklenburg in die Berliner Gegend zugewandert waren. Herr Weinberg war früher Maurer und Maurer wurden bei dem großen Wachstum Berlins wohl sehr gebraucht. Weinbergs waren ganz gemütliche alte Leute, die ich zu gerne ihr plattähnliches Mecklenburgisch sprechen hörte. Übrigens sowohl meine Mutter als auch mein Vater sprachen plattdeutsch, wenn ich irgendwas nicht verstehen sollte. Die Heimat meiner Eltern lag 650 km auseinander; trotzdem konnten sie sich in Platt gut verständigen. Hierzulande sind die Dialekte nur durch den Rhein getrennt so unterschiedlich, dass die Leute hüben und drüben sich kaum verstehen können. In den Bergen ist es ähnlich. Fast jedes Tal hat einen anderen Dialekt. Jedenfalls ich war als Kind sehr an Plattdeutsch interessiert, um eben das Geheime verstehen zu lernen. Wenn ich heute noch allerhand Platt kann und damit z. B. die Holländer ganz gut verstehe, dann stammt das alles noch aus meiner frühen Schulzeit.

In der Schule lernten wir bei Alwin Schwarz - einem respektablen Mann - zunächst Schreiben und Lesen. Wir schrieben Sütterlin, was wir damals Deutsch nannten. Es wurde sehr viel Schönschreiben verlangt. Wenn meine Schreibnoten dafür nachließen, bekam ich von meiner Mutter eine Tracht auf den Wertesten und die Noten wurden schnell wieder gut. Ich schrieb wirklich schön Deutsch. Die vorwiegend geraden Auf- und Abstriche dabei waren lange geübt. Leider war alles ganz unnötig, denn nach wenigen Jahren wurde auf lateinische Schrift umgestellt, die ich eigentlich nie schön schreiben lernte. Mit 16 kaufte ich mir meine erste Schreibmaschine und nahm privaten Unterricht bei Fräulein Braun, der Tochter des Strausberger Standesbeamten. Seitdem habe ich all mein Geschreibsel per Maschine und seit über 10 Jahren mit dem Computer gemacht und ich bin froh, dass dies

per 10-Fingersystem so schnell geht. Mein armer Vater hat seine diversen Vernehmungsprotokolle und Berichte alle im Zweifingersuchsystem geschrieben.

Alwin Schwarz konnte mich gut belehren. Einmal sagte ich im Eifer einer Diskussion versehentlich „Papa“ zu ihm. Seitdem hatte ich bei ihm einen Stein im Brett. Er erzählte dies auch gleich meinen Eltern - was mir gar nicht recht war. Fast 20 Jahre später setzte Lehrer Schwarz sich mal auf der S-Bahn-Fahrt von Berlin nach Strausberg mir gegenüber. Ich war Student und las in einem sicher schlaun Buch. Da meinte er in etwas arrogant abfälliger Art, dass in meinem Buch noch nicht mal alle Seiten aufgeschnitten wären. Eine ähnliche Verhaltensweise habe ich auch noch bei anderen ehemaligen Lehrern kennengelernt, als ich dann schon älter und ihnen ausbildungsmäßig wahrscheinlich über den Kopf gewachsen war. Mit Minderwertigkeitsgefühlen habe ich mir dieses mir unangenehme Verhalten erklärt.

In meiner Volksschulzeit - im Knabenteil der Hegermühlenvolksschule war Prügelstrafe noch gängig. Die humanere Form ging hinten drauf. Sadistisch waren dagegen die kurzen Schläge mit dem Rohrstock auf die Innenseite der offenen Hand. Ich selbst blieb bis auf ein einziges Mal - das ich im Zusammenhang mit unserem Volksschullehrer Pullwitt in der „Schuld der Eltern“ erzählte - von Prügelstrafen verschont. Ich war wohl sehr artig und in meinen Schulleistungen ganz gut. Darum brauchte ich beim Umwecheln in die Oberschule 1941 auch keine Aufnahmeprüfung zu machen. Das brachte einen schulfreien Tag. In der Volksschule haben meine Eltern meine Schularbeiten auch noch gut verfolgen und beurteilen können. In der Oberschule war es damit dann auch gleich viel problematischer. Der Satz: „Bildung ist das Privileg der Gebildeten“ ist mir deshalb gut verständlich.

An meine Volksschulzeit habe ich nicht mehr viele Erinnerungen; vielleicht, dass es in der Klasse eine Läusebank gab, auf der Schüler mit Kopfläusen sitzen mussten. Diese Bank war oft besetzt. Ein damals in Strausberg noch durchaus aktuelles Problem. Da ich sehr zart war, weil mich meine vielleicht zu alten Eltern immer zu schön und wenig jungenhaft kleideten und weil ich in meinen schulischen Leistungen sicher den Neid anderer hervorrief, wurde ich oft gehänselt, was mich zutiefst kränkte. Den Übergang in die Oberschule sah ich mit Recht als eine echte Chance, die Hänselei loszuwerden. Ich gab mich in der Oberschule bewusst unartig und draufgängerisch, um bei meinen Mitschülern und nun auch Mitschülerinnen positiv angesehen zu werden. In dem Zusammenhang fällt mir ein, dass in der Schule mal Soldaten untergebracht waren. Die Feldküche stand auf dem Schulhof vor der Waschküche - einem Einzelgebäude neben der Turnhalle. In der Waschküche bereitete der Koch die Zutaten. Ich fand in der Pause

ein Brett, das genau unter die Türklinke der Waschküche passte. Dadurch war der Koch eingesperrt. Er sah dies und mich voller Wut durch das Fenster, weil seine Suppe draußen zu kochen begann. Der ganze Schulhof beobachtete natürlich dieses Gratisschauspiel. Dann rüttelte der Koch so gewaltig an der Tür, dass das Brett umfiel. Statt sich um seine Suppe zu kümmern, rannte er erst hinter mir her und ich bekam die sicherlich verdiente Tracht. Meine Mitschüler haben nicht gelacht. Ich war mal der Held. Dann hat das auch noch der Schuldirektor Dr. Heidemann erfahren und ich bekam ein oder zwei Stunden Karzer. Der eigentlich sonst nie benutzte Karzer war von der kleinen Schulhofstreppe einzusehen. Wenn ich das nächste Mal nach Strausberg komme, muß ich unbedingt mal nachsehen, ob es den Karzerraum noch gibt. Jedenfalls war mir der Karzeraufenthalt keineswegs peinlich. Ich danke auch meinem Vater, der im Gegensatz zu meiner Mutter immer Verständnis zeigte, wenn ich mich geprügelt habe oder andere Dummheiten machte. Die Oberschuljahre von 1941 bis 1945 waren schon sehr vom Krieg überschattet. Die meisten Lehrer wurden eingezogen. Darunter der sehr beliebte Assessor Weißer oder unser Musiklehrer Vogt, der bald fiel. Wir hatten dann vorwiegend ältere und schon pensioniert gewesene Lehrer. Eine Lehrerin hatten wir aber auch. Es war Studienrätin Lucy Weßler, unsere Englischlehrerin, die uns mit tollem Einsatz das Englische beizubringen versuchte. Wer je bei ihr Englisch hatte, weiß zu schätzen, wie sie uns chorweise das englische th und w eintrichterte. Ansonsten hatte sie bei mir keinen umwerfenden Erfolg. Ich habe es mangels Hilfe von zu Hause und weil ich vielleicht auch mehr an anderen Sachen interessiert war, nur auf eine Durchschnitts-Drei gebracht. Lange nach dem Kriege traf ich Lucy Weßler mal in Westberlin auf dem Kurfürstendamm. Sie konnte sich an mich noch erinnern und ich danke ihr für die immer in Erinnerung gebliebenen Englisch-Einführungen. Damals hatte ich schon in meinem Beruf viel Englisch für die oft englische Fachliteratur und für gelegentliche Kollegenbesuche von Ausländern gebraucht. Mein Interesse an geschichtlichen Dingen wurde mir nachhaltig geprägt durch unseren Geschichtslehrer „Püppi“ oder „Pippin“ Wels. Er hat es verstanden, uns Geschichte verständlich und fast nachfühlbar zu machen. Es gab bei ihm keine Phrasen, wie wir sie ja durch die Politik auch schon widerwärtig kennengelernt hatten. Herr Dr. Wels hatte auch ein profundes Wissen um Strausberg und seine Geschichte, die er ganz lebendig machte. Er hat auch das Strausberger Heimatmuseum wesentlich weiterentwickelt. Interessant war darin eine vom ihm initiierte Nordeuropakarte mit vielen Lämpchen. Vor der Karte lag ein um Strausberg herum gesammelter Steinhäufen aus Findlingen. Jeder Stein hatte eine Nummer. Wenn man eine Taste mit der betreffenden Nummer drückte, leuchtete die Ursprungstelle der betreffenden Gesteinsart auf, die durch die Eiszeit als Geröll zu uns kam.

Studienrat Max Schiebel war unser Lateinlehrer. Ich habe in der „Schuld der Eltern“ schon von ihm geschrieben. Studienrat Max Schieferdecker unterrichtete uns in naturwissenschaftlichen Fächern, Mathematik. Zeichen- und Sportlehrer war Herr Oskar Schornsheim, der nicht nur gut zeichnen konnte, sondern auch einen leicht abrufbaren Vorrat an Geschichten aus seiner Weltkriegszeit in der Champagne hatte. Und sogar Fotos hatte er aus dieser Zeit. Ich habe hier für meine Geschichten leider kaum Fotos, denn zu meiner Zeit war Fotografieren noch kein Allgemein hobby. Unser Fotoapparat wurde Kriegsbeute und sicherlich gab es sowieso keine Filme. Bei Paul Peters, der früher Chef des Alumnats war, hatten wir auch Englischunterricht. Auch er konnte schön erzählen. Das Erzählen von Kriegsgeschichten war damals in. Vielleicht stand es auch im Lehrplan, denn die Jugend sollte ja wehrhaft werden.

Zum Alumnat noch ein paar Worte. Strausberg war sicherlich zu klein, als dass sich dort auf Dauer ein Gymnasium, Realgymnasium nannte es sich, gelohnt hätte. Schüler waren Strausberger und die Kinder etwas Begüterter aus den Dörfern der Umgebung. Die wirtschaftliche Lösung war das Alumnat, eine Pension für Söhne von wohlhabenden Eltern meist aus Berlin, die in Strausberg eine strenge Erziehung und eine gute Bildung erwarteten. Vielleicht brauchten die Alumnen - so nannte man die Pensionsschüler - auch eine besonders strenge Erziehung. Nach meiner Erinnerung waren die Alumnen auch meist recht aufsässig und wirkten älter als wir. In meiner Klasse waren z. B. der Sohn des Berliner Würstchenkönigs und der eines großen bekannten Essig- und Gurkenfabrikanten. Im Kriege sahen wir öfter Generäle mit ihren breiten roten Biesen an der Hose, die ihre Sprösslinge im Alumnat besuchten. Heute sieht man noch an einem Gebäude der Oberschule in der Wilhelmstraße die gemauerte Überschrift Alumnat II. Dass es zwei Alumnate gab, weiß ich nicht.

In der Kriegszeit gab es öfter die sehr schülerfreundlichen Unterrichtsunterbrechungen, wenn irgendein Ritterkreuzträger kam und uns Kriegsgeschichten erzählen musste. Ein oder zweimal mussten wir dazu sogar ins Roxy-Kino am Markt ziehen, wo dann auch die Schüler der Mittelschule aus der Hegermühlenstraße mit dabei waren. Hinhaltfilme wie „Kolberg“ sahen wir auch als dererlei Schulveranstaltungen. Fliegeralarme am Tage waren selten. In der letzten Phase des Krieges kamen viele Berliner und Bewohner von östlichen Berlin- Vororten zu uns nach Strausberg in die Schule, weil die stärker werdenden Bombenangriffe auf Berlin das opportun machten. Mindestens seit Anfang 1945 gab es keinen geregelten Unterricht mehr, weil laufend irgendwelche Einsätze waren, von denen ich ja wohl an anderer Stelle schon berichtet hatte.

Von dem Kuhtriebeinsatz will ich berichten. Evakuierte Kühe aus

Deutschlands Osten waren westwärts unterwegs. Wir Tertianer sollten die Herde morgens ganz zeitig zwischen Prötzel und Strausberg in Empfang nehmen und dann mindestens bis Seeberg vor Berlin führen. Wir liefen also erstmal ostwärts, bis wir die Herde in der Höhe von Klosterdorf trafen. Es war ein Bild des Jammers. Die Herde war sicher einige hundert Meter lang. Die Straße war rot vom Blut der durchgelaufenen Hufe. Wir machten uns ans Werk als Cowboys. Die Kühe waren müde und friedlich und liefen so, dass die vielen Autos auf der Straße auch noch durchkonnten. Ein kleines Stück des Weges gab es noch den sogenannten Sommerweg, ein Sandweg für Pferdefuhrwerke neben der Teerstraße. Die erste Rast machten wir, als Strausberg passiert war, an der Einmündung der Altlandsberger Chaussee. Da waren wir Cowboys aber auch schon reichlich müde. Bald entwickelten wir eine Technik, langsam neben der Herde zum Ende hin zu driften und uns dort an einen passierenden Lkw zu hängen, der wegen der Kuhherde dort langsam fahren musste. An der Spitze der Herde sprangen wir dann wieder ab. So hielten wir uns einigermäßen munter. Trotzdem war die Strecke über Altlandsberg bis Seeberg schier unendlich. Hin und wieder mussten wir eine Kuh, die ins Grüne abseits der Straße gelaufen war, um zu fressen, wieder auf die Straße treiben. Hinter Rotkäppchen sahen wir, wie fremde Männer eine unserer Kühe, die in den Wald gelaufen war, wegführten. Wir waren aber schon viel zu lethargisch, um etwa dagegen zu unternehmen. In Altlandsberg gafften viele Leute unseren Transport an; aber niemandem ist es eingefallen, den Kühen oder uns, den durstigen Treibern mal einen Schluck Wasser zu reichen. In Seeberg waren dann andere Schüler, die unsere Kühe übernahmen. Wir hatten allerdings kurz vor Seeberg zwei Mitschüler verloren. Einer davon war mein Schulfreund Siegfried Klauke - der Enkel vom Strausberger Schlosser Max Klauke, der auf unserm Friedhof das herrliche schmiedeeiserne Grabmal der Familien Klauke und Wieczorek geschaffen hat. Ich finde es übrigens schändlich, dass dieses Kunstwerk jetzt verrostet und verkommt, zumal doch die evangelische Kirche das Haus von der Familie Wieczorek geerbt haben soll. Die beiden Schüler jedenfalls hatten auch wieder die Lkw-Hilfe benutzt, haben sich aber am Ende der Herde nicht mehr abzuspringen getraut, weil der Lkw inzwischen schneller gefahren war. Bis Altlandsberg mussten wir dann noch zurücklaufen, um von dort mit dem Zug weiter heimzufahren. In Strausberg angekommen unterrichtete ich gleich die Eltern Erich Klauke und Frau, wieso Siegfried nicht heimkam. Ausgerechnet in dem Moment ging Fliegeralarm los mit einem sehr schweren Angriff auf die östlichen Bezirke von Berlin, wo wir unsere beiden Freunde vermuteten. Sie haben beide den Angriff gut überlebt.

Geschanzt - d. h. mit der Schippe tiefe Gräben ausgehoben - hat meine Klasse 8 oder 14 Tage lang bei Meseritz, das noch östlich der Oder liegt.

Ich schanzte zwischen Ruhlsdorf und Buckow. Da erinnere ich mich noch mit Spaß an einen alten Strausberger, den Herrn Groth, der lange vor dem ersten Weltkrieg als Soldat in Südwestafrika war und dort gegen den Hotentottenaufstand kämpfte. Da hatte ihn die Malaria erwischt, die immer wieder mit Anfällen auftrat. Herr Groth dichtete und er unterhielt uns bei der Arbeit, für die er eigentlich gar keine Kräfte mehr hatte, indem er seine Gedichte vortrug. In einem hieß es: „und in der Ecke an dem Ofen saß der Meister, es war Beethoven“. Mein Gehirn kann so was nicht vergessen - mit sinnvolleren Sachen geht es allerdings nicht so gut um.

Keiner unserer alten Oberschullehrer vor 1945 ist später wieder im Strausberger Schuldienst gewesen. Die meisten sind nach der Flucht nicht wieder aufgetaucht. Unser Geografielehrer Heinemann musste als NS-Parteimitglied nach dem Einmarsch Minen, Blindgänger und Munition beseitigen. Dabei stand er mal auf der Kupplungsstange zu einem Lkw-Anhänger, von der er abrutschte und vom Anhänger tödlich überrollt wurde. Paul Peters habe ich wohl noch mal gesehen. Oskar Schornsheim, unser Zeichen- und Turnlehrer, von dem ein Stich in meiner Wohnung hängt, ist von den Russen abgeholt worden und nie wiedergekommen. Der Stich, den ich sehr liebe, zeigt übrigens den Gemüseladen von Mutter Voss mit dem inzwischen leider abgetragenen Pulverturm, dem damaligen Landsberger Tor Strausbergs. Eine Kopie dieses Stichts habe ich als erste Seite dieser Schrift benutzt. An Mutter Voss, die weit vor dem Krieg einen Kellerladen mit Obst und Gemüse betrieb, wo heute die Strausberger Sparkasse steht, kann ich mich noch gut erinnern.

Der Anfang vom Ende

Zu Weihnachten 1944 waren die ewigen strategischen Frontverkürzungen soweit fortgeschritten, dass sowohl im Osten wie im Westen die Alliierten und die Russen die Grenzen Deutschlands überschritten hatten. Die Stimmung unter dem Weihnachtsbaum war sehr traurig. Fast allnächtlich gab es Fliegeralarm. Von immer mehr Bekannten erfuhr man, dass sie gefallen oder sonst wie ums Leben gekommen waren. Der Flüchtlingsstrom zunächst aus Ostpreußen erreichte per Eisenbahn unser Strausberg. Später kamen die Flüchtlinge mit Bauernwagentrecks aus Pommern und aus Schlesien. Es gab unendlich viel Elend zu sehen. Manche Strausberger versuchten - so gut es ging - zu helfen. Die Flüchtlinge waren vorwiegend Frauen, Kinder und Alte. Viele Leute weinten. Schlimme Geschichten der Ostpreußenbesetzung machten die Runde. Ja, aber auch die Strausberger waren nur noch vorwiegend Frauen, Kinder und Alte. Die Männer waren alle im Krieg. Es gab allerdings in Strausberg noch die auch nicht mehr ganz frischen Soldaten des Landeschützenbataillons, das in der Klosterstraßenkaserne untergebracht war und für die Front ausgebildet wurde. Bei

den im Straßenbild sonst noch sichtbaren Männern im Wehralter handelte es sich entweder um die gegen Kriegsende schon seltenen Fronturlauber, ganz Kranke, schon Kriegsversehrte, ganz wenig Unabkömmlinge aus der Rüstungsindustrie oder aber um Goldfasanen. So nannte man die NSDAP- und SA-Funktionäre, die als Blockleiter oder sonst wie staatsichernd dienten oder schmarotzten. Man tat immer gut daran, Männern im Wehralter ohne graue Uniform zu misstrauen. Die vier oder fünf Polizisten in Strausberg unter ihrem Chef, dem Herrn Mosebach, waren ausnahmslos älter. Mein Vater war eigentlich schon im 4. Pensionsjahr. Wer noch halbwegs intakt war, wurde nicht pensioniert. In der Schule gab es nur noch Lehrerinnen und alte schon pensionierte Lehrer. Auch die älteren Oberschüler waren längst eingezogen. So waren wir Tertianer schon mit den älteren Schülern. Wir hatten keine Lehrerinnen; aber ältere und alte Lehrer. Davon haben wir wenigstens an Lebensweisheit viel profitiert. Die alten Herren nahmen nichts mehr so todernst, erzählten viel aus ihrem Leben. Sie gaben uns viel Möglichkeit, Erfolge zu haben. Gelernt haben wir vielleicht gerade deshalb allerhand.

Wenn wir nun gerade bei den „älteren“ Schülern sind; diese waren noch aktivierbar. Wir waren ja außerdem zwangsweise alle im Jungvolk und ich kann heute gar nicht mehr genau sagen, ob die Organisation von Sonderaufgaben von der Schule oder vom Jungvolk ausging; wahrscheinlich von der Schule. Ältere „Führer“ hatte ja auch das Jungvolk nicht mehr. Meine Klasse war beispielsweise zum Schanzen in Meseritz - das liegt östlich von Frankfurt/Oder. Ich selbst hatte derzeit allerdings gerade die Grippe oder was anderes. Später halfen wir mit, Panzersperren hinter Ruhlsdorf zu bauen. In jedem Herbst dienten wir bei den Bauern als Erntehelfer. Nach der Bombardierung von Dresden im Februar 1945 gehörte ich zu einem Leichenräumkommando. Ansonsten haben wir uns auch zu manchem freiwillig gemeldet; ich zum Beispiel als Kurier, als Volkssturmmännlein-Kurier, wie es sich dann entpuppte. Alles, was die Schule ausfallen ließ, wurde selbstverständlich begrüßt; das war nie anders.

Was man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann, war die völlige Dunkelheit in den winterlichen Straßen aufgrund der Verdunkelungsvorschrift. Selbst Autos und Fahrräder hatten so winzige Lichtquellen, dass man schon sehr vorsichtig beim Überschreiten von Fahrwegen sein musste. Die langen Winterabende brachten uns Jungs oft auch auf abwegige Ideen. Wenn ich hier davon schreibe, tue ich das für die heutige Jugend, der man jugendlichen Zerstörungsdrang vorwirft, als ob das eine erst moderne Zeiterscheinung wäre. Ich tue es aber auch nur darum, weil Regress verjährt ist. Ein Freund und ich gingen bei fast völliger Dunkelheit am See spazieren. Am Eckgrundstück Seepromenade / Bismarckstraße (heute Kopernikusstr.)

war ein Jägerzaun. Es war meines Wissens an der ehemaligen Villa vom Grafen Lambsdorff. Heute ist ein schönes Restaurant darin. Wie sich zeigte, konnte man die einzelnen halbrunden Latten des Jägerzauns leicht abreißen. Das taten wir und warfen die Latten in Längsrichtung wie kleine Schiffe in den See. Das machte uns Spaß und wir bemerkten gar nicht, dass der Besitzer Herr Proksch, ein Metzgermeister aus Berlin, nahte. Wir konnten irgendwie entwischen. In der Schule gab es hochnotpeinliche Untersuchungen, aber wir haben dichtgehalten und so genau hatte uns der Herr Proksch auch nicht gesehen. Dann hatten sehr viele von uns selbst gemachte Schleudern - Katapulte genannt. Damit konnten wir recht gut und auch weit schießen. Die Milchglaslampenabdeckungen der Straßenlaternen in der Bismarckstraße, die ja wegen der Verdunkelung ohnehin nicht mehr gebraucht wurden, waren beliebte Zielscheiben und manche mit Erfolg. Von den Scheiben im Giebel der Oberschulen-Turnhalle schrieb ich ja schon unter „Heimat“. Da ich für die Gesellschaft doch ein recht nützliches Mitglied geworden bin, schäme ich mich über diese Jugendsünden nicht zu sehr; aber ich heiße sie selbstverständlich auch nicht für gut. In unternehmungslustigen Jungen gibt es aber offensichtlich solche unnützen Triebe - damals wie heute.

Ende Januar hörten wir bei Ostwind schon die Kanonen der Ostfront. Das machte sehr gemischte und höchst unangenehme Gefühle. Ende Januar waren die Sowjets auch erstmals über die Oder gekommen. Ich glaube, es war bei Güstebiese. Sie hatten in einigen Oderbruchdörfern schon schlimm gehaust. Dabei verloren auch wir eine gute Bekannte, nämlich Frau Götsch, eine Gastwirtin in Neulewin. Der Mann war im Feld. Der 14-jährige Sohn wollte die Mutter schützen, als die Russen sich zwecks Vergewaltigung auf sie stürzten. Der Sohn wurde erschossen, sie bestialisch ermordet. Solche Gräueltaten wurden natürlich sehr breitgetreten, um die Angst und damit die Widerstandskraft gegen die Russen zu schüren. Im Wehrmachtsbericht hieß es, dass die Russen wieder über die Oder zurückgejagt wurden. Vielleicht sind sie auch allein gegangen, denn mit dem Sturm über die Oder auf Berlin haben sie dann ja noch fast ein Vierteljahr gewartet. Noch durch Kriegshandlungen in Kurland, Ostpreußen, Pommern und auch noch in Posen aufgehalten, fühlten sie sich sicher noch nicht mächtig genug. Dieses Vierteljahr war noch relativ unbekümmert. Eigentlich wusste ja jeder, dass der Krieg und damit das Dritte Reich vor dem Ende standen. Die Klügeren versuchten sicherlich, ihre Haut nicht noch unnötig zu opfern. Trotzdem waren die Menschenverluste gerade noch im letzten Kriegsvierteljahr größer als in jedem anderem Kriegsjahr.

Im letzten Kriegsjahr reichte oft die letzte Seite der Strausberger Zeitung nicht mehr aus für die vielen Todesanzeigen mit dem Eisernen Kreuz in der

Ecke. Darunter stand dann meist „in stolzer Trauer“. Sicher war die Druckerei Wolf angewiesen, es unbedingt so zu formulieren. Denn von stolzer Trauer war wohl kaum bei Eltern die Rede, denen für eine unsinnige und fast kriminelle Sache ihr Liebstes geopfert wurde. Nach der Konferenz von Jalta hatten die Alliierten neben Bomben in Berlin auch Flugblätter über dem Strausberger Wald jenseits vom Straussee abgeworfen. Wir Pimpfe mussten da natürlich gleich ran und die Flugblätter einsammeln, damit möglichst wenige in die Hände der Bevölkerung kamen. Uns wurde eingeredet, dass die Todesstrafe darauf steht, wenn einer ein Flugblatt liest oder gar einsteckt. Auf dem Flugblatt war einseitig eine grobe Landkarte. Die interessierte mich und ich steckte doch ein Flugblatt ein. Zu Hause sah ich dann, dass es die zukünftige Teilung Deutschlands in das polnische Gebiet und die vier Besatzungszonen zeigte. Wir fielen ausgerechnet in die sowjetische Zone und das war im Vergleich mit den Westzonen doch weniger aussichtsreich. Ich machte mir daraufhin gleich Gedanken darüber, dass es wohl besser wäre, so schnell wie möglich nach Detmold - der Heimat meiner Mutter - zu gehen. Ich war schon damals sehr auf Landkarten versippt - was ich an anderer Stelle noch im Zusammenhang mit den Luftwarnkarten erwähne. Mit dem Fahrrad könnten wir es in zwei Tagen bis Halle schaffen, wo die Schwester meines Vaters wohnte. Von da wäre dann in 3 bis 4 Tagen in Nachttouren am Harz entlang Detmold erreichbar. Meine Pläne stießen leider bei meinen Eltern auf völlig taube Ohren. Es ging ihnen, wie wahrscheinlich sehr vielen Strausbergern. An Flucht dachte niemand; und das wollten wohl auch die Nazis so. Die eigentlich klare Tatsache der baldigen Überrennung durch den Russen wurde einfach verdrängt, bis es dann zu spät war. Von Ostpreußen war schon ähnliches Fehlverhalten bekannt. Man wollte nicht daraus lernen. Ich habe damals die bittere Erkenntnis gewonnen, dass man stets versuchen muß, in die Zukunft zu schauen, um noch rechtzeitig Gegenmaßnahmen gegen drohende Gefahren zu ergreifen. Ja, Fluchtvorbereitungen konnte man in Strausberg wenigsten sichtbar nicht bemerken.

Von staatlicher Seite gab es Verteidigungsvorbereitungen. Panzersperren wurden ausgehoben oder aus Baumstämmen aufgebaut. An der Elisabethstraße Ecke Mittelweg wurde ein großer Volks-Bunker gebaut; nur aus Holzstämmen und Sand. Genutzt haben alle Schutzvorrichtungen nichts. Die letzten Alten wurden zum Volkssturm gesammelt und in Schnellkursen mit Panzerfaust und Panzerschreck vertraut gemacht. Nur wenige durften mal zur Probe auf eine alte Kipplore schießen. Es gab ja nicht genug Munition. Wofür ich mich damals interessierte war, dass der Strausberger Volkssturm mit uralten Arsenal-Gewehren wohl aus dem Krieg 1870/71 ausgerüstet wurde. Die Patronen waren riesig groß, hatten stark gewachste Pappstätt Messinghülsen und oben drauf eine großkalibrige Bleikugel. Der

Volkssturm in Strausberg war auch nur ein knapp zugstarker „Haufen“, den ich zusammen sah, als er am Rathaus auf dem Marktplatz vereidigt wurde. Irgendein Goldfasan machte das Zeremoniell. Ich musste daran teilnehmen. Die Volksstürmer waren nicht uniformiert. Sie trugen Zivil, so ein altes Gewehr oder eine Panzerfaust. Manche hatten einen Luftschutzhelm auf. Das war ein am Anfang des Krieges gratis an die verschiedenen Haushalte ausgegebener dunkelgrauer Dünoblechhut mit Luftschutzeblem. Ich hatte Pimpf-Uniform an. Das war eine schwarze an den Füßen per Bund geschlossene Skihose mit Koppel und eine dicke schwarze Windjacke mit Armband, auf dem „Kurier“ stand. Darunter das obligate Braunhemd mit schwarzer Dreieck-Krawatte und braunem Ersatzstoff-Knoten. Die 16 Jahre alten Schüler waren schon als Flakhelfer einberufen. Daneben machte die SS mit vielen Plakaten Jagd nach Freiwilligen. Übrigens fanden Musterungen kurz vor Kriegsende schon mit 14-jährigen statt. Ich wurde auch gemustert. Auf dem Ergebnisschein stand wehrtauglich und unter Größe: 1,80 m, was mich kurz stolz machte.

Das Vierteljahr Ruhe an der Oder schien die Zauderer und Verdränger zu bestätigen. Es gab in Strausberg wenig militärische Aktivität. Von den Flugplätzen in Strausberg und Werneuchen starteten die Stukas des Oberst Rudel täglich zur Panzerjagd über die Oder, die ja von Strausberg aus nur rund 30 km entfernt ist. Auffällig im Strausberger Straßenbild war allerdings die Streife der Feldgendarmarie, die Tag und Nacht an der Kreuzung Müncheberger / Große Strasse stand und alle Wehrmachtsfahrzeuge und wehrpflichtigen Personen auf Fahnenfluchtverdacht kontrollierte. Es waren Soldaten mit einem halbmondförmigen Blechschild auf der Brust, das an einer Kette hing. So sollen auch in Strausberg einige junge Männer von diesen so genannten Kettenhunden wegen Fahnenflucht standrechtlich erhängt worden sein. Der Gedanke war schrecklich. Zwei Männer dieses wohl nur 4 Mann starken Kommandos waren bei unserer Nachbarin, der Frau Wiczorek, in Quartier. Es waren alles Österreicher fiesester Art, die mit drei in Strausberg bekannten Frauen wüste Orgien feierten. Unsere Reserviertheit diesen Kettenhunden gegenüber wird etwa so gewesen sein, wie man sich im Mittelalter dem Henker gegenüber benahm. Einen dieser Kettenhunde traf ich nach dem Einmarsch der Russen im Postbruch wieder, wo Franz Schmidt ihn in Sicherheit gebracht hatte.

Zu essen gab es bis zum Kriegsende ausreichend, wenn auch mäßig. Wir hatten einen Garten, Kaninchen, Hühner und Tauben und die gleich bei Kriegsanfang eingeführten Lebensmittelkarten. Mich störte, dass sehr schnell alle Schokolade aus den Geschäften verschwunden war. Nur Soldaten bekamen - und auch nicht alle - Schokacola in Blechdosen. Mit guten Beziehungen zu Soldaten kam ich auch hin und wieder an ein Stück Scho-

kacola. Leider gab es auch keinen Kakao. Aus angeröstetem Hafermehl wurde Ersatzkakao bereitet. Einmal - es war anlässlich der Einweihung eines Meyer-Ladens in Strausberg am Marktplatz, gab es sogenannten Kakaotee frei zu kaufen. Es waren geröstete Schalen von Kakaobohnen. Meine Fantasie war völlig ausreichend, das damit Aufgebrühte als Schokolade zu identifizieren. Soviel Fantasie hatten aber die anderen Familienmitglieder nicht. Dann hatten wir im Krieg sogar für kurze Zeit mal eine Kuh gehalten. Da wurden wir aber gleich als Selbstversorger eingestuft und es wurden wesentliche Teile der Lebensmittelkarten einbehalten. Wir hatten damit genug Milch, Butter und Käse. Mein Vater war als Beamter zu exakt, um unsere Kuhprodukte zu verkaufen oder gegen was anderes einzutauschen. Unsere vielen vergeblichen Versuche, anständigen Käse - z. B. einfach Harzer Käse herzustellen, sind mir in netter Erinnerung. Während unserer Kuhzeit roch das ganze Haus und auch gewiss die ganze Familie danach. Zweimal hatte ich Kindergeburtstag in unserer Kuhzeit. Die Geburtstagstorte war so butterhaltig, dass es fast allen meiner kleinen Gäste schlecht wurde. Sie waren so fettes Essen nicht mehr gewöhnt. Meine Mutter regte sich fürchterlich auf, dass wir nun auch keinen Zucker mehr bekamen, wobei doch eine Kuh bekanntlich keinen Zucker hergibt. Das Kuh-Experiment gaben wir bald auf.

Es soll auch manches schwarz zu kaufen gegeben haben. Wir kauften prinzipiell nichts Illegales. Dazu war unser Vater zu rechtsversessen. Mich störte das besonders in punkto Radio. Viele Soldaten versetzten aus Holland mitgebrachte kleine Philips-Super. Wir hätten gut einen gebrauchen können, weil wir mit unserm alten Mende nicht mal London vernünftig hören konnten - aber Vater wollte keine krummen Geschäfte. Ich selbst hatte Not mit Taschenlampenbatterien, die ich brauchte, um abends unter der Bettdecke noch lesen zu können. Ab und zu bekam ich eine Flachbatterie von der Frau Schippeke, die einen Elektroladen in Strausberg hatte.

Flieger

Im alten Rom, so lernten wir in der Schule, hat man die Kinder mit „Hannibal ist vor den Toren“ zu disziplinieren versucht. In der Pfalz macht man das teilweise heute noch mit „pass auf, der Melac kommt!“ Unter dem französischen General Melac wurde 1689 die Pfalz verwüstet. Durch Erfahrungsaustausch gesichert war es bei uns in Strausberg gebräuchlich, aufsässige Vorpubertäre mit dem Hinweis zu Räson zu bringen, „Du kommst noch in die Erziehungsanstalt“. Dieses Schreckensgespenst wirkte, denn das Strausberger Landesjugendheim, fast ein kleiner Stadtteil für sich, war uns stets vor Augen. Die schwer erziehbaren und früh straffällig gewordenen Jugendlichen konnte man mit ihren dunkelgrauen Anzügen hin und wieder, jedoch nur durch den schweren Schmiedezaun sehen. Das war sehr

bedrückend. Es gab noch eine zweite derartige Anstalt am Hufenweg. Als in den zwanziger Jahren das Geld immer mehr und die Arbeit immer weniger wurde, hatte mein Vater einen seiner pommerschen Neffen im Landesjugendheim als Erzieher untergebracht. Das machte mir keinen hohen Eindruck von den Erziehern. Andererseits waren meine Eltern befreundet mit einer Familie Barz. Er war auch Erzieher dort; aber ein feiner, gebildeter Mann, der wunderbar Cello spielte. Der Sohn studierte in Freiburg Chemie, war dann Marineoffizier und fiel schon gleich am Anfang des Krieges beim Entschärfen englischer Seeminen. Als ich so gerade anfang, auch aus eigenem Antrieb zu lesen, schenkte mir Frau Barz das Buch „Richthofen, der rote Kampfflieger“. Während meine Altersgenossen Bücher von Karl May, Gerstäcker und Jack London zu verschlingen begannen, las ich begeistert im Richthofen. Schon damals entwickelte ich mich - sehr zum Leidwesen meiner Eltern - zum Nachtleser. Durch den Richthofen wurde ich mit der Fliegeridee infiziert. Darum bekam ich auch bald das Buch „Ernst Udet - Mein Fliegerleben“ geschenkt, das ich - wie auch das erste - immer wieder las. Zu der Zeit kam auch der Film „Quax, der Bruchpilot“ heraus, den ich mir auch wenigstens zweimal ansah. Man kann sich vorstellen, wie glücklich ich war, als mich mein Vater zum Flugplatz Werneuchen mitnahm. Er war dort ab und zu mal zum Schießen eingeladen. Es lagen damals in Werneuchen Jagdflieger, die mich besonders interessierten. Ich konnte mich an den jungen Fliegeroffizieren und den Flugzeugen gar nicht satt sehen. Gleich zu Beginn des Krieges schenkten mir meine Eltern ein Abonnement für die Fliegerzeitschrift „Adler“. Es gab für mich nichts Schöneres zu lesen. Dass ich in Flugzeugtypen gut Bescheid wusste, ergab sich einfach. Als der Flugplatz in Strausberg gebaut wurde, musste die Chaussee nach Klosterdorf unterbrochen werden, was meinen Eltern sehr missfiel. Ich erinnere mich noch gut daran. Der Strausberger Flugplatz war Ausbildungsstelle. Man sah vorwiegend die Bucker-Doppeldecker fliegen. Heinz Rühmann soll auf dem Strausberger Flugplatz Ausbilder gewesen sein. Ich sah ihn nie und die vielen Flieger, die mein Vater kannte und die uns oft daheim besuchten, konnten das auch nicht bestätigen. Mein Vater kannte, wie schon gesagt, viele junge Flieger - woher, weiß ich leider nicht. Zwei Randerscheinungen waren mir dabei interessant: Meine Mutter, die stets aus Gartenfrüchten Saft für den Winter kochte, bereitete den jungen Leuten, die Zucker und wer weiß woher Äthylalkohol hatten, ganz feinen Likör. Für uns - leider nicht für mich - fiel dabei was ab. Dann war mein Vater etwa mit 60 Jahren vom Pferd auf ein kleines 10 PS-Motorrad (ähnlich RT100) umgestiegen. Er hatte natürlich ständig Probleme mit der knappen Benzinzuteilung. Die Flieger haben ihm da viel ausgeholfen. Mit dem Motorrad probierte er ansonsten jede brennbare Flüssigkeit aus. Auch mit Methylalkohol lief es ganz gut, wenn auch nur mit schwarzer Auspuff-

Fahne. Dadurch verrußte der Auspufftopf schnell. Ich half oft, den Auspuff zu reinigen. Den Methylalkohol hatte mein Vater irgendwoher als Pflanzenschutzmittel bekommen.

Wenn mein Vater in seinem „Königreich“, wie er seinen Amtsbezirk nannte, unterwegs war, winkte er meist den niedrig fliegenden Fliegern zu. Oft winkten sie zurück oder wackelten mit den Tragflächen. Einmal - es war kurz vor dem schwarzen Montag (16.4.45) - sah mein Vater, auf dem Stichweg von der Prötzeler Chaussee nach Klosterdorf fahrend, niedrig fliegende Flugzeuge. Er stieg ab, ging die kleine Anhöhe am Wege hinauf, um zu winken. Da schossen die Flugzeuge aus allen Rohren auf ihn. Er warf sich schnell aufs Feld und kam ganz schmutzig heim. Ich hatte die Flugzeuge auch gesehen, es waren amerikanische Doppelrumpf-Jäger vom Typ Lightning, die im Tiefflug den Strausberger Flugplatz angegriffen hatten und alle dort abgestellten Flugzeuge zerstörten. Mir war unverständlich, dass mein Vater die Feindflugzeuge nicht identifiziert hatte. Mit den Tieffliegern hatten wir ja dann schlagartig nach dem schwarzen Montag unsere Probleme. Es waren dann nur russische, meist vom Typ JAK 3, die wegen der nahen Front ohne Fliegeralarm auftauchten und mit denen am Tage überall gerechnet werden musste.

In Bezug auf Fliegeralarm fällt mir noch ein, dass es im letzten Kriegsjahr im Radio eine Feindflugwarnung gab, die zum Beispiel ansagte: „Starke feindliche Bomberverbände über Heinrich/Dora im Anflug auf die Reichshauptstadt“. Um zu wissen, wo Heinrich/Dora 7 war, brauchte man eine Landkarte, die von Lörrach bis Memel reichte und das ganze Alphabet als Koordinaten hatte. Jedes durch zwei Buchstaben definierte Planquadrat war dann noch in $3 \times 3 = 9$ Unterquadrate aufgeteilt, die die Nummer angab. Strausberg lag in F/H 9. Leider war die Flugwarnkarte nicht veröffentlicht. Nur staatliche Stellen hatten sie. Natürlich wollte jeder gern so eine Karte haben, denn bei den vielen Fliegeralarmen, die immer schlafverminderte Nächte bedeuteten, wollte man gerne jede feindflugfreie Nacht zum richtig Schlafen benutzen. Wenn abends eine Meldung wie oben kam, brauchte man sich gar nicht erst auszuziehen. Nach langem Zureden durch meine Mutter habe ich dann mal unsere Flugwarnkarte für eine gute Nachbarin abgezeichnet. Dazu musste man erstmal das Koordinatennetz auf ein A3-Blatt Papier zeichnen. Dann trug man in die einzelnen Planquadrate die Grenz- und Flusskonturen freihändig ein und malte zuletzt möglichst viele Städte und deren Namen ein. Das mit der Kartenmalerei hatte sich leider rumgesprochen. Ich musste noch viele Karten herstellen. Dabei lernte ich natürlich, mich gut in Deutschland auszukennen und Druckschriftschreiben für die Städtenamen lernte ich auch. Ich nutzte die Möglichkeit, unsympathischen Bekannten Karten mit viel weniger Städtenamen zu zeichnen.

Auf Strausberg fand zum Glück kein alliierter Bombenangriff statt, obwohl wir immerhin eine Kaserne, einen Flugplatz und mit dem so genannten Walzwerk auch eine Munitionsfabrik hatten. Aber Angst hatten wir natürlich bei jedem der vielen Angriffe auf Berlin davor. Wir waren auch mal mit so genannten Weihnachtsbäumen als Bombenabladeziel abgesteckt. Als die Leuchtmarkierung direkt über unserm Haus stand, kam sogar mein Vater in den Luftschutzbunker. Um bessere Rettung zu ermöglichen, wurden die Keller mit denen der Nachbarhäuser durch Einriss eines Lochs durch die betreffenden Kellerwände verbunden; bei uns allerdings nicht, da unsere Kellerwände aus dicken Felsfindlingen waren. An den Häusern außen wurde dies mit Farbstrichen markiert. Ich sah kürzlich in Strausberg noch derlei Markierungen. Nach den Bombenangriffen auf Berlin war der Himmel im Westen oft schaurig rot. Einmal kamen nach einem Angriff mit dem Feuersturm riesige Mengen an verbranntem Papier aus Richtung Berlin angefliegen. Fast alle Bombenangriffe fanden nachts statt. Man konnte dabei die Strahlen der Scheinwerfer sehen, die einzelne Feindbomber in ihren Strahlen-Kreuzungen einzufangen versuchten, damit dann die Flak darauf zielen konnte. Bei jedem Angriff war der Himmel voll von den weißen Explosionswölkchen der Flakgranaten. Es kam aber ganz selten vor, dass man ein Feindflugzeug explodieren sah. Eigentlich sollte man bei Fliegeralarm im Keller sein; aber ich wusste sehr oft zu entweichen, und ein wenig abgebrüht war man schon gegen die Gefahr.

Einmal - es war schon im Jahr 1945 - fand am Tage - an einem Tage mit strahlend blauem Himmel - ein amerikanischer Tagesangriff auf Berlin mit viermotorigen Liberator-Bombern statt. Über Strausberg drehten die in Wellenpulks fliegenden Bomber und traten dann wohl den Heimflug an. Die Bomber flogen hoch, aber deutlich weniger hoch als die heutigen Verkehrsflugzeuge. Man konnte alle Details sehen. Die Bombermenge war unvorstellbar - sicherlich viele hundert. Die Sonne verdunkelte sich durch die vielen Flugzeuge. Deutsche Jäger waren nicht zu sehen; aber die weißen Flakwölkchen waren zu tausenden da. Ab und zu „schmierte“ auch ein getroffener Bomber qualmend ab. Man sah auch mehrere Fallschirme am Himmel. Ein abgeschossener Bomber war bei Gielsdorf heruntergekommen. Mein Vater musste sofort hin. Fünf junge Amerikaner holte man tot aus dem Wrack. Es waren alles fast noch Jungs, die meinem Vater leid taten. Es hätten seine Söhne sein können. Zufällig kam unser Nachbar, der Schlosser Wieczorek auch an der Stelle vorbei und mein Vater hörte, wie er auf die Totenweisend sagte „diese Mörder“. Mein Vater konnte sich nicht verkneifen, dem Nachbar zu erwidern, dass die Jungs doch auch nur ihre Pflicht, eben für ihr Vaterland getan haben. Zu Hause gab es ein bedrückendes Gespräch darüber, wie doch der Nachbar und so auch viele andere von der Propaganda beeinflusst waren - obwohl er gewiss kein Nazi

war. Allerdings hatte er auch keine Kinder. Ein Besatzungsmitglied wahrscheinlich dieses Bombers war in der Nähe mit dem Fallschirm wohlbehalten heruntergekommen. Er wurde von meinem Vater einem Kommando von Offizieren des Strausberger Fliegerhorstes übergeben, die ihn freundlich - fast kameradschaftlich, wie er sagte - begrüßten.

Zum Thema Flieger ist vielleicht noch erzählenswert, dass ich auf einer Fahrt zwischen Strausberg und Hohenstein einmal den neuen Düsenjäger Me 262 sah. Er flog tief und so schnell, dass es mich sehr beeindruckte. Die Geschwindigkeit war für die damalige Zeit fast unvorstellbar groß. Ich fragte mich, wie man bei dem begrenzten menschlichen Reaktionsvermögen ein so schnelles Flugzeug noch steuern und dann noch schießen kann. Nach dem 16. April sah ich als letztes deutsches Flugzeug einen Fieseler Storch, der ganz niedrig, sich dem Gelände anpassend, am Postbruchrand westwärts flog.

Am ersten Tag, nachdem der Krieg über uns weggegangen war - es war der 21.4.1945, flog eine große Armada von Sowjetbomben ziemlich niedrig - aber doch als zusammenhängender Pulk sichtbar - über das Postbruch in Richtung Berlin. Es waren sicher an die hundert große Bomber sehr moderner Bauart, die ich noch nicht kannte. Die russischen JAK-Jäger, die uns alle mit ihren Tiefangriffen auf jede Person und jedes Fahrzeug beängstigten, warfen auch Bomben ab. Ich sah das unmittelbar vor dem Einmarsch vom Postbruch aus, wo zwei solcher Flugzeuge über der Spitzmühle Bomben fallen ließen.

Als letzte Fliegergeschichte will ich erzählen, wie ich mit dem Fahrrad in meiner Funktion als Kurier am Tage in Richtung Emsthoof-Grünow unterwegs war. Ich war noch mit einem anderen zusammen, ich glaube es war Siegfried Klauke, ein Schulfreund. Wir fuhren schon hinter der Kreuzung Ruhlisdorf-Bollersdorf / Buckow Prädikow, wo die Chaussee etwas zu einer Böschung aufgeschüttet ist. Von weitem sahen und hörten wir am knarrenden Geräusch zwei Russenflugzeuge, die uns sofort angriffen. Wir warfen die Fahrräder hin und sprangen hinter die Böschung, wo uns die Kugeln nicht erreichen konnten. Nachdem uns die Flugzeuge überquert hatten, kehrten sie gleich wieder um und das Spiel begann nur eben von der anderen Seite von Neuem. Wir hatten noch Zeit, uns hinter die gegenüberliegende Böschung zu kauern. Gottlob sind die beiden russischen Piloten nicht auf die Idee gekommen, getrennt aus entgegengesetzten Richtungen anzugreifen. Sie drehten nach den beiden Angriffen ab.

Der schwarze Montag

Der Sonntag war noch einigermaßen ruhig in Strausberg. Der Montag fing gleich recht dramatisch an. Ich war etwas zeitiger aufgestanden als meine Eltern und hatte mich im Bad fertig gemacht. Ich weiß nicht, ob noch Schule war oder ob ich mich wieder für Kurierfahrten im Rathaus melden musste. Es war gewiss noch vor 7 Uhr. Plötzlich gab es einen unvorstellbar lauten Knall. Ein breiter Glassplitter aus dem zerborstenen Badezimmerfenster schoss haarscharf an meiner Nase vorbei und landete auf der Kommode. Mir war das zunächst ganz unverständlich. Vielleicht war ich auch noch nicht ganz wach. Ich ging ins Schlafzimmer meiner Eltern. Meine Mutter war ganz aufgeregt und schon halb angezogen. Mein Vater hopste auf einem Bein und versuchte mit dem andern vergeblich in die Unterhose zu gelangen. Das sah so komisch aus, dass ich laut lachen musste. Meine Mutter lachte gleich mit. Dann hatten wir allerdings auch lange nichts mehr zu lachen. Bei uns waren viele Scheiben zu Bruch gegangen. Eine große Bombe war in die Volksschule in der Hegermühlenstraße gefallen und hatte von oben bis unten die ganze Seite des Hauses wie weggeschnitten. Was das Schlimme daran war: die Schule war als Hilfslazarett voller Verwundeter. Das Schreien der Verletzten war bis auf unsern Hof zu hören; das sind schließlich kaum mehr als 200 Meter Luftlinie. Mein Lachen kurz zuvor ergab eine böse vielleicht sogar typische Dissonanz. Es sollte kurz danach noch schlimmer kommen.

Ich kam am zeitigen Vormittag dieses Montags mit dem Fahrrad heimwärts die Wilhelmstraße (jetzt August-Bebel-Straße) entlang und war gerade auf dem leicht abschüssigen Teil am Gymnasium. Vor mir fuhr auch mit dem Fahrrad Herr Endmann, ein Bekannter meiner Eltern, der in Hause von Fischer Dornemann an der Fähre wohnte. Mich zog ein Spankorb mit Rhabarber auf seinem Gepäckständer in den Bann und ich wunderte mich, dass es schon Rhabarber zu ernten gab. Gerade hatte ich angesetzt, Herrn Endmann zu überholen, da ratterte mit Höllenlärm ein Flugzeug in Tiefflug aus Richtung Elisabethstraße die Wilhelmstraße herunter. Das Maschinengewehr ging in dem Motorlärm fast unter. Jedenfalls sah ich wie in Zeitlupe, dass die Jacke von Herrn Endmann auf dem Rücken einige runde Löcher bekam und dann rollte er, auch wie in Zeitlupe, über den Lenker auf die Straße. Er war mausetot. Ich habe den Gefallenen noch kurz betrachtet. Seine Brust war ganz rot vor Blut. Es war zwischen dem Schubladen Kobisch und der Gärtnerei Broschies. Dann bin ich recht geschockt schnell zu meiner Mutter gefahren. Es waren ja nur noch wenige Meter bis daheim. Das war mein erster Toter, den ich sah. Die nächsten ließen nicht lange auf sich warten. Von dem Schock habe ich mich allerdings sehr schnell erholt,

wohl überlegend, dass es mich sicherlich selbst erwischt hätte, wenn ich nicht nach links zum Überholen gefahren wäre.

Ich ging - es war immer noch zeitiger Vormittag - bei schönstem Wetter in die Stadt. Die Geschäfte von Sattler Steger, Lebensmittel-Nordstern und Metzger Köppen waren gegenüber dem Lustgarten. Bis gerade dorthin war ich gekommen, als wieder der schrecklich laute Tieffliegerlärm da war. Dabei klang noch so ein knarrendes Geräusch mit, was allein schon Panik auslösend war. Wir haben es dann noch oft gehört. Es war ein russischer Jäger vom Typ JAK 3. Es hörte sich an, als ob die Tragflächen schwingen. Auch diesmal war der Lärm gemischt mit dem Knallen der Bordkanone und der Maschinengewehre. Ich warf mich sofort schutzsuchend dicht an das nächste Haus, obwohl gerade dort alles dick voller Glasscherben lag. Die Druckwelle der Bombe vom frühen Morgen hatte die Scheiben dieser Häuserfront zum großen Teil zerstört. Wie ich da so in den Scherben liege und mich voll Angst an die Hauswand drücke, sehe ich, wie ein 2 cm-Bordkanonengeschoss auf dem Straßenpflaster entlangrutscht und dicht vor mir zum Liegen kommt. Schlagartig war die Angst verschwunden. Ich sprang auf und griff sofort nach dem Geschoss. Es war noch ganz heiß. Ich steckte es in die Hosentasche und der Lärm des Fliegerangriffes - es war wie meist nur ein Flieger - war auch schon vorbei. Ich war vom Glas nicht verletzt und ging gleich über die Straße heim - überglücklich mit meinem Himmelsgeschenk. Meine Mutter wurde fast ohnmächtig, als ich ihr das Geschoss zeigte. Sie wusste natürlich, dass wir Jungs damals alle scharf auf Kriegssouvenirs waren. Wer die meisten und größten Granatsplitter hatte war King. Wir haben immer Soldaten, die auf Urlaub waren, nach solchen Dingen angebettelt. Nun hatte ich eine ganze Granate. Das gäbe einen feinen Briefbeschwerer - dachte ich mir damals schon. Den einseitigen Kratzer vom Entlangrutschen auf der Straße konnte man nach unten nehmen. Ich habe mich sofort ans Werk gemacht, das Geschoß zu entladen. Es war ja offensichtlich ein Blindgänger. Dazu klemmte ich es zwischen die eine Lücke in unserer Müllgrube und einen dort herausgebrochenen Stein - einen Schraubstock hatten wir nicht. Mit einem herstellbaren Schraubenschlüssel meines Vaters - einem sogenannten Engländer - schraubte ich die mit Schlüsselflächen versehene Bodenplatte ab. Es ging sehr leicht und aus dem Innern des Geschosses fiel ein brauner Stift, etwa so groß und auch so geformt wie ein Lippenstift. Zum Mittagessen machte mir dann mein Vater große Vorhaltungen und schilderte die Gefahr ganz schrecklich, wobei er auf seine Erfahrungen als Artillerist abhob. Aber es war ja schon alles erledigt und das Schimpfen zu spät.

Wir waren gerade mit dem Mittagessen fertig, da war schon wieder lautes Flugzeuggeräusch in der Luft und wir wollten sofort Schutz suchen

zwischen dicken Wandteilen unserer Wohnung. Ich rannte unter die Türpfosten zwischen Küche und Wohnungseingang, während mein Vater auf dem Podest vor unserer Speisekammer Schutz zu haben glaubte. Im gleichen Moment gab es wieder so einen gewaltigen Knall wie am frühen Morgen. Ich sah, wie die Druckwelle meinen Vater 20 bis 30 cm hochriss und dann wieder auf den Boden setzte. Er selbst hat vor Schreck nichts davon bemerkt. Der Spuk war wieder schnell vorbei. Es war wieder eine Bombe, die diesmal auf dem Güterbahnhof - also noch dichter bei uns - heruntergekommen war. Diesmal hat es unseren Maler Storbek erwischt. Wir mochten ihn sehr und es tat uns leid. Kurz zuvor hatte er die Nachricht erhalten, dass sein Sohn an der Front vermisst wurde. Was solche Nachricht bedeutete, ahnte jeder. Frau Storbek war dann bei der Schar Strausberger dabei, die sich unmittelbar vor dem Russeneinmarsch an der Fähre wie die Lemminge ertränkt haben. Wenige Wochen später kam der gefallen geglaubter Storbek-Sohn zurück. Es geht also immer irgendwie weiter. Ein alter lebenserfahrener Mitarbeiter sagte mir oft: „Es ging immer noch; auch wenn's gar nicht mehr ging.“

Von nun an wurde der Luftraum über Strausberg ständig von russischen Fliegern überwacht. Diese schossen auf jedes Fahrzeug und jede Person ohne Unterschied ob Soldat oder Zivilist. Sehr stark war im Osten auch der Geschützdonner zu hören. Gern hätten wir ja gewusst, wo die Front ist; aber die Wehrmachtsberichte waren so geschönt und so alt, dass sie nicht informierten. Informativer war für uns der Londoner Rundfunk. Die Nachrichtensendung der BBC- London fing immer mit dem bekannten Anklpffmotiv, dem Bubbubbubum der Schicksalssinfonie, an. Franz Schmidt, der bei uns im Keller wohnte, hatte ein gutes Radio, wo wir mithörten. Das musste ganz leise geschehen, denn der herumschleichende Blockwart durfte das Bubbubbubum des „Feindsenders“ nicht hören. Das wäre tödlich gewesen. Nach dem Londoner Rundfunk waren wir angeblich schon überrannt. Jeder schönte halt nach seiner Art; aber wir wussten leider nicht, woran wir waren. Nur, dass es ein Montag vor dem Russeneinmarsch war, blieb mir unvergessen. Dadurch, dass meine Nachbarin in Karlsruhe sich daran erinnerte, an einem Dienstag den 31. Juli 1945 geheiratet zu haben, konnte ich kürzlich rückverfolgen, dass der schwarze Montag der 16. April 1945 war. An jenem Tag um 5 Uhr früh begannen die Russen bei Küstrin mit einem gigantischen 3D-Minuten Trommelfeuer den Angriff in Richtung Seelow und damit in Richtung Berlin, wie ich Shukows „Erinnerungen und Gedanken“ (1969) entnahm. Am 20. April - ein schulisch eingepacktes Datum - nämlich Hitlers Geburtstag - wurde Strausberg von den Russen eingenommen. Von dem geschilderten Montag bis zum Freitag, dem 21. April, war noch eine erlebnisreiche Zeit.

Meine Erinnerung reicht nicht aus, diese Tage so genau wie den schwarzen Montag zu terminieren. Die Erinnerung ist ja leider kein kontinuierlicher Film mit Zeitmarken, sondern gleicht eher einem ungeordneten Karton mit Blitzlichtbildern, die natürlich nicht datiert sind. Nur aus diesen Einzelbildern versucht man eine zusammenhängende Geschichte zu rekonstruieren, wobei man immer besondere Schwierigkeiten mit der Reihenfolge hat. Außerdem wurden die Bilder mit den Augen und Ohren eines Jugendlichen aufgenommen und über die Ansichten eines Älteren projiziert. Da sind Täuschungen durchaus möglich, das aber durch lebenslange Übung mit wissenschaftlichen Schlussfolgerungen etwas eingeschränkt.

Die Kriegswalze

Dieser schwarze Montag hatte nun gezeigt, wie wenig Sinn das ganze Verdrängen hatte, und es wurde jetzt in der Familie massiv gefragt, was nun werden sollte. Da ließ mein Vater endlich die Katze aus dem Sack und erklärte, er möchte Strausberg nicht verlassen. Er war über 30 Jahre in Strausberg und hat seine Pflicht und nichts Unrechtes getan, egal ob beim Kaiser, bei Ebert oder bei Hitler. Warum also wäre er in Gefahr, wenn nicht durch die Kriegshandlungen. Flucht war für ihn unehrenhaft. Sicherlich hat er auch an sein mühsam erspartes Haus und seinen Garten gedacht, die er nicht verlieren wollte. Die Gräueltaten über die Russen glaubte er sicher nicht. Um den Gefahren der Kriegshandlungen zu entgehen, wurde nun ein schon länger zurückliegender Vorschlag von unserm Kellermieter Franz Schmidt aufgegriffen. In einer dichten Kiefern Schonung oberhalb des Postbruchs sollte ein regendichter Unterstand gebaut werden, in dem man solange hausen konnte, bis der Krieg über Strausberg hinweg war. Für das Unterstandsbauen war ja jetzt die Zeit schon recht knapp.

Wir - das waren der Herr Schmidt und ich - machten uns also gleich am nächsten Tag an die Arbeit. Wir gruben im dichten Wald - genauer in einer Schonung - eine etwa drei bis 4 Meter lange und circa 1,5 m breite Grube. Ein oder zwei Bäume mussten wir dazu ausbuddeln. Die Arbeit war schweißtreibend; aber ich war das ja schon vom Schanzen gewöhnt. Dann sägten wir viele Bäumchen ab und legten die Stämme als ein Dach von beiden Seiten schräg über die Grube. Über das Ganze schütteten wir von dem ausgehobenen Sand. Das von Stämmen unbedeckte Ende der Grube war der Eingang. Strategisch gut überlegt war unser Werk nicht, denn wir hatten die Bäumchen alle in der Nähe der Grube gefällt und zudem war das helle Dach aus märkischem Sand von oben gut sichtbar. An die Flieger hätten wir wirklich denken sollen. Den Unterstand wollten wir nicht unnötig lange bewohnen. Franz Schmidt hatte für uns Quartier in einer Postbruchlaube besorgt. In dieser einem Sommerhaus ähnlichen Laube wohnte schon eine Frau mit ihrem kleinen Mädchen. Quartier und Unterstand wa-

ren vorgesehen für die beiden Schmidts, meine Eltern, die beiden Juden und mich.

Ich muß hier mal einschieben, dass ich vor ein paar Jahren mit meinem Sohn zusammen den Bunker lange gesucht habe. Es war dann gar nicht weit von dem heutigen Parkplatz am Postbruch entfernt. Aus der Schonung war ein richtiger Wald geworden. Vom Bunker war nur noch eine flache rechteckige Grube übriggeblieben.

Meine Eltern hatten inzwischen zu Hause innerhalb unserer Wagenremise das Feldsteinpflaster aufgenommen und eine tiefe Grube gegraben, in die sie in zwei Truhen Bettwäsche und Porzellan einpackten. Die Truhen hatten wir früher zum Einmotten der Winterkleidung, was allsommerlich erfolgte. Ich erwähne dies, weil man heute das Einmotten nicht mehr kennt. Wollsaachen sind heute eulanisiert und damit vor Motten sicher. Früher war das nicht so. Alle Wollsaachen, die man etwa im Sommer nicht brauchte, kamen zusammen mit eingestreutem, gemahlenem Pfeffer in die Mottenkisten auf dem Boden. Ich mag keinen Pfeffer und mir waren die frisch aus der Mottentruhe gekommenen Wintersachen ein Gräuel, weil sie immer lange nach Pfeffer rochen. Die Verbuddelaktion war auch nicht erfolgreich. Ich ahnte das schon, als ich vom Bunkerbau heimkam und das Ergebnis sah. Die Pflasterung sah ganz neu aus, sie war nicht eingeschwemmt und nicht so tief wie die alte. Der ausgehobene Sand war in einer Hofecke durchaus verdächtig abgelegt.

Meine Mutter packte unseren großen Stellmacherhandwagen mit vielem, was sie für wertvoll hielt. Was man in solchen Situationen für wertvoll hält, ist oft sehr schlecht überlegt. Meine Mutter hatte so auch Zucker und Waschpulver mitgenommen. Ich erinnere mich daran, weil dann später ein Russe den Zucker und das Waschpulver auf der Suche nach edleren Dingen ausschüttete und das auf den gleichen unentwirrbaren Haufen. Hier fällt mir das traurige Schicksal eines späteren Kollegen aus DDR-Zeiten ein, der flüchten wollte, auch eine Reisegenehmigung mit seinem Trabant nach Westdeutschland hatte und dem die DDR-Kontrolle an der Grenze dann eindeutig Fluchtabsichten nachwies, weil seine Frau - ohne sein Wissen - noch den neuen Staubsauger mit ins Auto geschmuggelt hatte. Meine Mutter und ich - mein Vater musste ja abrufbereit sein - machten uns noch in der nächsten Nacht mit dem Handwagen auf den Weg ins Postbruch. Wir mussten wegen des schweren Wagens einigermaßen feste Wege benutzen, die am Tage aber wegen der Tiefflieger zu unsicher waren. Als wir gerade in die Altlandsberger Chaussee einbiegen wollten, hörten wir über uns ganz dicht ein Flugzeug. Instinktiv suchten wir Deckung. Da tauchten ein paar Landser auf, die in einem Schützengraben am Hang - etwas hinter der Loeper-Gauschule, dem früheren Hotel Wolfstal, waren. Wir hockten dann mit

im Schützengraben, von dem wir vorher gar nichts wussten und in dem man sich auch gleich sicherer fühlte. Ich fragte die Landser, warum man das Flugzeug nicht einfach abschießt, denn es war ja zumindest schattenhaft sichtbar und sehr niedrig. Die Landser sagten, das ist eine russische Nähmaschine, (es kann auch sein, dass sie Mähmaschine sagten), die Nachtaufklärung fliegt. Sie wäre am Boden mit einer Panzerplatte geschützt. Jeder Angriff auf den Aufklärer würde sofort per Funk gemeldet und dann geht meist ein tödlicher Ari-Beschuss nieder. Also hatten diese Nähmaschinen gewissermaßen Narrenfreiheit. Es war ein Antonow Doppeldecker vom Typ AN2. Mit diesem Doppeldeckertyp bin ich dann Jahre später als Passagier oft von Berlin nach Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) und zurück geflogen. Wir setzten dann unsere Fahrt in den Postbruch ungehindert fort.

Ansonsten waren wir ja immer mit dem Fahrrad unterwegs ins Postbruch. Obwohl man da eigentlich nicht Fahrrad fahren durfte, benutzten wir in der Tieffliegerzeit immer die Uferpromenade am Straussee entlang. Die war von oben wenig einsehbar und hinter den dicken Bäumen konnte man gut Schutz finden. Ich weiß aus Erfahrung, dass MG-Kugeln durch die Bäume nicht hindurchgehen. Einmal war ich nämlich mit meinem Vater dort unterwegs, als uns eine JAK, die über den See kam, doch entdeckt hatte. Es war schon kurz hinter der Badeanstalt. Wir konnten gerade noch unsere Räder an den Zaun werfen und je hinter einem Baum Schutz suchen. Ich hörte die Kugeln in den Speichen klimpern; es war aber nichts getroffen. Ich glaube, es war auf dieser Tour zum Postbruch, da sahen wir ziemlich am Ende des Sees ein Gewehr auf uns gerichtet. Wir wichen sofort hinter einen Baum. Nachdem lange nichts passierte, guckten wir vorsichtig hervor. Es war ein Schütze mit grauem deutschem Stahlhelm, der in einem Schützenloch stand. Er konnte nicht umfallen, denn das Loch war so eng. Er war tot, wie wir dann mit etwas Grausen merkten. Weiter darum gekümmert haben wir uns nicht, denn es waren ja keine normalen Zeiten und Tote waren auch nichts Besonderes mehr.

Wie ich wohl schon erzählt habe, hatte ich mich einige Wochen zuvor in der Schule freiwillig zum Kurierdienst gemeldet, weil das Schulunterricht zu ersparen versprach. Es war wohl nach einem Boten ersucht worden, der ein Fahrrad hatte und telefonisch erreichbar war. Vermittler zwischen mir und den Stellen, die Botenbedarf hatten, war die Sekretärin vom damaligen Strausberger Bürgermeister Röhr. Ich kannte die Frau; es war wohl eine Schulkameradin meiner ältesten Schwester. Dort musste ich mich bei Bedarf melden. Zweimal war ich als Kurier vom Strausberger Flugplatz zu dem in Werneuchen gefahren. Einmal war der Brief an Rudel adressiert. Ich weiß nicht genau, ob ich ihn dabei in Werneuchen gesehen habe. Gese-

hen habe ich allerdings mehrere Stukas (Ju 87), die neben der Prötzeler Chaussee unter den Bäumen etwa gegenüber dem Wanderarbeitsheim standen. Die dunkelgrün lackierten Stukas hatten an der Seite als Wappen ein stilisiertes Wildschwein. Ich nahm daher an, dass die Staffel „Wilde Sau“ hieß. Wahrscheinlich hat man die Flugzeuge, die mir in Tarnstellung sehr klein erschienen, erst bei Bedarf aufs Rollfeld geschoben um sie weniger der Tieffliegergefahr auszusetzen.

Zweimal war ich als Kurier in Grunow. Das zweite Mal war es schon unmittelbar vor der Front. Um wegen der Tiefflieger offene Straßen zu meiden, fuhr ich über Klosterdorf und von dort bis Ernhof einen Waldweg über die Schwarzen Berge. Schon auf dem Hinweg wurden das von weitem zu sehende Hohenstein und Ruhlsdorf von Artillerie beschossen. Die Granaten pfliffen über die Schwarzen Berge hinweg. Die Abschusslinie war sicher nicht weit hinter Prädikow oder Prötzel. Ich hatte übrigens einen großen Brief von der Abschnittskommandantur - die damals im Restaurant Schwan (Große Straße Ecke Jungferstraße.) untergebracht war - zu einer Einheit zu bringen, die bei Grunow lag. Dort angekommen, bin ich in ein schlimmes Artilleriefeuer geraten. Es waren alles nur ganz junge Soldaten dort - nicht viel älter als ich. Ältere Soldaten sah ich nicht und auch keine größeren Waffen als Panzerschreck und Panzerfaust. Ich konnte natürlich auch nicht alles sehen, denn die Stellung war breit und gut getarnt. Bei diesem Trommelfeuer, das mir fast ewig zu dauern schien, hatte ich unbeschreibliche Lebensangst, was sicherlich auch dadurch verstärkt wurde, dass ich viele Schreie nach der Mutter hörte. Es hatte ja auch manchen erwischt. Allein schon das Krachen der Granaten war wie die Hölle. Ich will mal versuchen, etwas von dem ungeheuerlichen Lärm eines Trommelfeuers zu vermitteln: Ein großer Sylvesterkracher, der dick mit Bindfaden umwickelt ist, ist etwa so laut wie eine 9 mm-Pistole. Wer mal in einer Straßenbahn saß, in die der Blitz eingeschlagen hat, - und das soll ja öfter vorkommen - weiß etwa, wie laut es ist, wenn man einen 98er Karabiner abschießt. Die vielfache Lautstärke davon ergibt ein Granateinschlag in der Nähe. Man kriecht in die nächstliegende Vertiefung und krallt sich vor Angst in der Erde fest. Das ist auch nötig, denn die Druckwellen würden einen sonst wie einen Lappen umherwerfen.

Als das schreckliche Feuer nachließ, habe ich mich schnell auf den Heimweg gemacht. Ohne dass ich es vorher bemerkte, hatte der rückseitige Schließmuskel wohl aus Angst versagt. Sobald ich wieder im Wäldchen hinter Ernhof war, säuberte ich erstmal die Hosen notdürftig. Kurz vorher merkte ich erst, dass es am rechten Fuß stach. Im Schuh steckte ein kleiner Granatsplitter, der ein kleines wenig blutendes Loch unterhalb des Knöchels gestochen hatte. Den Splitter hob ich mir natürlich auf. Er ist mir

dann im Gegensatz zu dem 2 cm-Blindgänger, von dem ich ja wohl schon berichtete, abhanden gekommen. Geblieben ist mir dafür eine Narbe. Die Wunde eiterte nämlich monatelang. Selbst Massen von Ichtjolansalbe waren zunächst erfolglos. Dieses kleine Loch war der einzige körperliche Schaden, den mir die Kriegswalze zufügte.

Wenige Minuten nach der Hosenreinigung hinter Ernsthof gab es wieder ein schlimmes Erlebnis. Als ich um die nächste Wegkehre bog, sah ich mich plötzlich einer mir entgegen kommenden Gruppe von khaki-gekleideten Soldaten gegenüber, die alle böse bis traurig und zum Teil mongolisch aussahen. Sie marschierten hinter einem Pferd im Gänsemarsch. Das kam so plötzlich, dass ein Ausreißen unmöglich war. Ich dachte natürlich sofort an Russen und daran, dass mein letztes Stündchen gekommen war. Die Gräuelmärchen über die Russen, die deutsche Jungs alle töten oder zumindest aber kastrieren, konnten ja vielleicht zum Teil doch wahr sein. Das Totsein, wäre vielleicht nicht so schlimm, aber das Kastrieren? Dann entdeckte ich auf den Uniformbrüsten graue deutsche Hakenkreuzadler und war erlöst. Es waren wohl Wlassow-Soldaten. Wir grüßten uns nicht und wechselten auch kein Wort. Am Ende zogen sie ein Maschinengewehr auf Rädern mit sich.

Als ich auf Umwegen nach Strausberg zurück kam, sah ich kaum noch Soldaten. Die Stukas am Wanderarbeiterheim waren weg und auch die Kommandantur im Schwan, wo ich den ausgeführten Befehl melden wollte, war leer. Die Kettenhunde waren auch weg. Ganz Strausberg wirkte wie ausgestorben. Mein Elternhaus stand offen, alles war leer. Nein es war nicht leer. Ich entdeckte meinen Vater im verdunkelten Wohnzimmer vor der Vitrine stehen, wo in einem mit weißem Marmor und Spiegeln ausgekleideten Fach einige Likörflaschen aus der Produktion meiner Mutter standen. Die sollten offensichtlich nicht vollständig in Feindeshand fallen. Vater genehmigte sich noch einen oder ein paar. Ich bin dann sogleich mit ihm - es war später Nachmittag - in den Postbruch gefahren. Dabei gab es dann wohl das schon geschilderte Erlebnis mit den klimpernden Fahrradspeichen.

Mein Vater war noch in Uniform; auch am nächsten Tag als die Russen kamen. Hier möchte ich noch ein Ereignis beschreiben, das zwei oder drei Tage zuvor geschehen war. Ein Hitlerjunge hatte ein paar russische Kriegsgefangene in Richtung Strausberg zu führen. Hinter Klosterdorf konnte oder wollte einer der Russen nicht weiter. Der Hitlerjunge hat den einen erschossen und die anderen weitergeführt. Mein Vater behandelte die Angelegenheit wie ein Verbrechen. Meine Erlebnisse ermöglichen mir keine so harte Beurteilung des Hitlerjungen. Übrigens sah ich vielleicht eine Woche vor Kriegsende noch eine große Kolonne von gestreift gekleideten

Häftlingen von SS-Leuten bewacht auf der Hohensteiner Chaussee sich in Richtung Osten schleppen. Das müssen wohl Kz-ler gewesen sein. Aber warum gen Osten?

Im Postbruch bezogen wir sogleich unseren Wald-Unterstand. Die andern waren schon drin. Geschlafen haben wir aber dann doch in der Sommerhütte. An diesem Abend brannte die Gärtnerei an der Altlandsberger Chaussee und beleuchtete den ganzen Postbruch. Herr Schmidt wusste, dass die dort beschäftigten Zwangsarbeiter die Gärtnerei aus Rache angezündet hatten, nachdem die Gärtnerfamilie geflohen war. Am nächsten Tag waren alle schon zeitig im Unterstand, nur ich hatte wohl gebummelt und kam nach. Es ging bis zum Wald über freies Feld leicht aufwärts. Gleich hatte mich ein Tiefflieger entdeckt und unter Feuer genommen. Es gab keine Deckung. Ich warf mich auf den Boden und sah je eine Maschinengewehrgarbe links und eine rechts von mir den morgens noch etwas gefrorenen Boden aufreißen. Bevor das Flugzeug wenden konnte, war ich im Wald verschwunden. Wieder mal Glück gehabt. Die Leute im Unterstand hatten inzwischen auch einen großen Schreck bekommen - ohne zunächst zu wissen was geschehen war. Es kam ein Flugzeug und es hat einmal arg geknallt. Vielleicht war es der gleiche Tiefflieger, der mich beschossen hatte. Er hatte einen Brandsatz über unserem Unterstand abgeworfen, aus dem hunderte von kleinen Brandpäckchen- ähnlich den Machorka-Päckchen, die wir dann später kennenlernten, brennend auf den Waldboden fielen. Der Waldboden qualmte schon an vielen Stellen. Man konnte vor Rauch kaum Luft holen. Dann war da noch ein saurer, brennender Geruch in der Luft. Das war vielleicht Phosphor. Jedenfalls lief ich noch zum Unterstand. Das war nicht leicht wegen des Rauchs und auch darum, weil es ja schließlich eine dichte Kiefernsonnung war. Meine Leute im Bunker ahnten noch nichts von dem Brand rundherum; brachen aber, nachdem ich's ihnen sagte, sofort auf, die Sonnung zu verlassen. Ich hatte im Unterstand noch meinen großen gefüllten Rucksack liegen. Da ich mir den mühsam aufschnallte, war ich der letzte. Bei der Flucht rutschte ich aus und fiel mit dem Rucksack nach unten in eine der großen Pflanzfurchen. Ich lag da wie ein Mistkäfer auf dem Rücken und rief um Hilfe. Keiner half, was ich meiner Mutter, die am nächsten war, immer noch nicht richtig verzeihen kann. Ich konnte mich aber aus den Riemen lösen und nacheilen. Kaum dem Wald entflohen, beharkte uns schon wieder ein Tiefflieger. Aber gerade als es gefährlich wurde, fand ich auf dem Waldweg ein tiefes Schützenloch. Meine Mutter war schon drin. Als der Flieger weg war, bekam ich meine Mutter kaum aus dem Loch gezogen. Der Sand der Lochflanken rutschte ab, statt einen Ausstieg zu ermöglichen. Schließlich haben wir die Postbruch-Sommerhütte abgekämpft erreicht. Die andern waren schon da.

Danach war alles ganz ruhig, fast friedlich. Wir machten uns vor der Hütte bald an die Arbeit, einen Berg Fische zu entschuppen. Der Tag war wettermäßig wieder schön. Es war lange vorher und auch nachher schönes Wetter mit allerdings noch sehr kalten Nächten. Die Fische hatte tags zuvor Franz Schmidt wahrscheinlich am Ufer des Bötzeesammelt. Offensichtlich war ihnen durch in den See gefallene Bomben oder Granaten irgendetwas Lebenswichtiges geplatzt. Die Luftblase kann es nicht gewesen sein, sonst wären die Fische nicht oben geschwommen. Ich kannte das schon vom verbotenen Fischen mit Karbidflaschen. Wir hatten in der Sonne die Ärmel hochgekrempelt und schrappten fleißig ohne gleich zu bemerken, dass plötzlich ein junger Mann mit erdfarbener Uniform und russischem Stahlhelm neben uns stand. Er hatte eine Maschinenpistole im Arm. Er war sehr höflich, konnte ein paar Brocken deutsch und stellte sich zu unserer großen Verwunderung vor. Er hieß so ähnlich wie Nikotin. Dann zeigte er auf meinem Arm, an dem ich meine silberne Armbanduhr trug und ließ mich verstehen, dass seine Kameraden sie mir abnehmen könnten. Ich habe die Uhr gleich versteckt und besitze sie heute noch. Es war ein Geschenk von Hindenburg als Reichsjägermeister an meinen Vater, der sehr erfolgreich in den Systemjahren die Wilderei bekämpft hatte. Dem ersten, es war wohl ein Offizier, folgte eine kleine Schar weiterer Russen, die sich aber nicht um uns kümmerten. Es gab - wie wir erst später erfuhren - noch eine Handvoll SS-Leute, die sich an der Lumpe im Bötzeesammelt hatten. Die Russen gingen gebückt und sich vorsichtig deckend dorthin. Es gab ein intensives Maschinengewehrfeuer, wobei man deutlich die schnellen oder hochtourigen deutschen von den langsameren russischen Maschinenwaffen unterscheiden konnte. Lebensangst hatte ich nicht mehr. Die war mir bei Grunow abgewöhnt worden. Es war nun eine gewisse Gleichgültigkeit und Kaltblütigkeit an deren Stelle gekommen. Das Maschinengewehrgefecht an der Lumpe war nach wenigen Minuten verstummt und es passierte dann eine Weile nichts mehr, was wir hätten bemerken können. Plötzlich - es war schon abends; da erschienen im Postbruch zwei oder drei große Lkws, die je eine schräge Anordnung von 8 oder 10 zusammenmontierten, halboffenen Ofenrohren - wie wir dachten - auf der Ladefläche montiert hatten. Als es dann ganz dunkel war, starteten von diesen „Ofenrohren“ in immer gleicher kurzer Folge und mit einem schreienden Geräusch Raketen in Richtung Berlin. Das war also die bei den Deutschen so berüchtigte Stalinorgel. Dieser erlebnisreiche Tag war Freitag, der 21. April 1945. Am nächsten Morgen waren die Orgel-Lkws wieder weg und nun kamen der Schrecken der Nachhut.

Mein Vater wurde abgeholt. Die Frauen im Postbruch wurden schlimm gepeinigt. Ich will mich darüber nicht auslassen, denn ich verstand das Ganze zu wenig. Meine Mutter und die beiden anderen Frauen hatte Franz

Schmidt in einen Verschluss eingenagelt, um sie zu schützen. Wie sich dann herausstellte, gab es im Postbruch noch viele Frauen. Der katholische Pfarrer aus Strausberg hatte eine kleine Schar älterer Frauen und seine Haushälterin in einem Sommerhäuschen im Postbruch in Sicherheit bringen wollen. Er hat großartig für seine Schäfchen gesorgt. Am nächsten Morgen wollten Schmidts, die Juden und meine Mutter nach Strausberg zurücklaufen. Die Fahrräder und manches andere waren inzwischen Kriegsbeute.

Die andern wollten gerade weggehen oder waren schon weg, da fuhr ein Russen-Lkw zielstrebig vor unsere Hütte. Zwei Russen mit Maschinenpistole und der querliegenden runden Munitionstrommel unter dem Lauf kamen schnurstracks in unser Postbruch-Domizil. Der Zweite packte mich am Arm. „Gitlerjunge mitkommen!“ (Die Russen sprechen G statt H). Glücklicherweise fand er in dem Vorraum der Hütte, wo wir standen, irgendetwas, was ihn reizte. Er ließ kurz meinen Arm los und ich war wie von des Himmels Hand getrieben und wie ein Blitz aus der Hütte und warf mich hinter unsern Schäferhund, der unter der Treppe lag. Diese Freitreppe führte auf den Hüttenboden. Normalerweise sprang unser Hund immer auf und bellte, wenn jemand kam. Diesmal blieb er ruhig liegen, als wenn er wusste, worum es ging. Die beiden Russen waren hinter mir auch gleich aus der Hütte gerannt, suchten mich, mehrmals um die Hütte laufend, gottlob vergebens. Sie schossen ein paarmal in die Luft und fuhren dann weiter. Ich sah, als sie kamen, dass auf dem Lkw schon viele Jungen waren. Nach geraumer Zeit, als mir die Luft wieder rein zu sein schien, machte ich mich auch auf den Fußweg nach Strausberg. Die Kriegswalze rannte derweil Berlin an und der Krieg dauerte noch 10 Tage

In Strausberg war wohl nicht sehr viel gekämpft worden; aber am Flugplatz lagen auf der Prötzeler Chaussee wenigstens zehn abgeschossene sowjetische T34-Panzer. Diese waren alle auf den Sommerweg neben der Chaussee geschoben worden. An der Hohensteiner Chaussee konnte man noch lange einige zerstörte schwere deutsche Geschütze mit ihren komplizierten Einstellmechanismen bewundern. Auch ein Zeichen, dass noch unsinniger Kampf stattgefunden hatte. Auf den bald nötig gewordenen Suchtouren aufs Land nach Essbarem kam ich auch in die Grunower Gegend. Dort lagen besonders viele abgeschossene T34-Panzer. Das haben dann wohl die blutjungen Soldaten „verschuldet“, die ich zuvor dort sah. Die Wlassow-Soldaten hatten keine panzerbrechenden Waffen bei sich. Bei Grunow sollen die Russenpanzer übrigens erstmal wieder abgedreht sein, nachdem soviel Verluste auftraten. Hoffentlich konnten sich dadurch noch viele von den jungen Leuten retten. Am Marienberg holte ich die anderen noch ein. Es war dann schwer, über die Berliner Straße zu kommen, so befahren war diese von sowjetischen Militärfahrzeugen. Russischen Solda-

ten zu Fuß begegneten wir nur vereinzelt. Auffällig waren aber einige Männer, die in recht zusammengestoppelter Kleidung, auf großer Wanderrung zu sein schienen. Das waren offensichtlich vormals deutsche Soldaten, die sich in Häuser versteckt von der Kriegswalze überrollen ließen, dann ihre Uniformen gegen vorgefundene Kleidung austauschten und nun heimwollten.

Wir fanden unser Haus zwar ohne Glasscheiben, die waren schon am Montag kaputt, aber sonst unbeschädigt vor, während wir die Häuser rechts vom Pulverturm brennen sahen. Im Haus waren einige Treckflüchtlinge, vor allem und zu unserer großen Freude fanden wir auch meinen Vater wieder. Er war nur kurz angehört worden. Dann wurde er aufgefordert, seine Uniform auszuziehen und er sollte nun in Strausberg Milizdienst machen. Dass unsere Remisengrube leer war, sahen wir; aber nach den zurückliegenden Erlebnissen wog Materielles nicht schwer.

Mein Vater eröffnete mir gleich, dass er nun offensichtlich nicht weiter für meine Ausbildung sorgen kann. Es wäre am besten, ich würde mich gleich darum kümmern, einen Handwerksberuf zu erlernen. Dass deutsche Offiziere nicht mehr gefragt waren, wusste er schon lange; aber dann dachte er noch vor dem Einmarsch an eine Forstmeisterlaufbahn. Diesen Traum - der übrigens keineswegs mein Traum war - hatte er nun auch aufgegeben. Er wollte ein Fuhrgeschäft aufmachen, falls es mit dem Polizeidienst doch nicht klappen sollte.

Panjewagen

Der russischen Front mit Panzern, Geschützen und Lastwagen mit aufgebauten Abschussrampen für Stalinorgeln folgte der Tross, der zunächst aus Lastwagen amerikanischer Herkunft oder Bauart bestand. Zwischendurch fiel mir ein riesiger Konvoi mit selbstfahrenden großen, langen Schwimmbriücken auf. Diese eindrucksvollen Fahrzeuge schienen mir ganz neu zu sein und ich fragte mich damals schon, welche breiten Flüsse denn bis Berlin noch zu überwinden seien. Ich sah die unvorstellbare Menge an Kriegsgut auf der Altlandsberger Chaussee in Richtung Berlin rollen. Und das war ja sicher nur ein winziger Bruchteil dessen, was für den Krieg nötig war. Ich weiß auch nicht, ob dieser Materialstrom aus Richtung Wriezen-Prötzel oder aus Hardenberg-Hohenstein kam. Ich wunderte mich nur, dass er durchkam, denn eigentlich musste die Durchfahrt durch Strausberg wegen der Panzersperre am Pulverturm und der nicht ganz fertig gewordenen Sperrecke in der Wallstraße für Lkws unpassierbar sein. Es waren tief eingegrabene, senkrecht stehende dicke Baumstämme, die die Fahrbahn auf höchstens Pkw-Breite einengten. 3 bis 4 m war die Sperre etwa hoch. Einen Tag später erkannte ich die Lösung. Die Russen hatten

kurzerhand Benzin über die eingegrabenen Holzstämme gegossen und dann angezündet. So verschwanden die beiden Holzstamm-Panzersperren schnell. Allerdings brannte dadurch auch das ganze Häuserviertel von der Bowitz Ecke zur Wallstraße bis zur Grünstraßenecke ab. Dort war auch ein Restaurant, dessen Wirtin ich kannte, dessen Namen mir aber im Moment nicht einfällt. Die zwischen den beiden Ecken befindlichen Läden wie Schokoladen-Maschewski, Fleischer-Kleinschmidt, Lebensmittel-Tietz, Eisen-Woskowiak waren in das Feuerinferno mit eingeschlossen. Auch die zu diesem Block gehörige Seite der Wallstraße einschließlich des Hauses von Maler Storbek brannten noch viele Tage nach dem Einmarsch. Über dem Schokoladenladen von Maschewski war bis zu dem Brand ein ganz großes Schild, auf dem „MÄUXION“ stand. Das war mal das erste Wort, das ich lesen konnte.

Was nun kam, das war etwa zwei Tage nach dem Einmarsch, und das fand ich als Junge mit bäuerlichen Ursprüngen mindestens so faszinierend wie die großen Schwimm-Lkws. Es war ein schier nicht abreißender Strom von nahezu unendlich vielen Panjewagen, der in Richtung Westen kroch. Je ein Panjepferd, eingespannt zwischen zwei Deichseln, die mit einem hohen Holzbogen verbunden waren, zog so ein Wägelchen. Wagen kann man nicht sagen, denn ein bei uns üblicher Bauernwagen ist viel größer. Sehr viel Last hatten die hölzernen Rungenwagen nicht geladen; aber die Masse macht's. Die Panjepferde sind kleiner als unsere Bauernpferde, aber doch größer als Ponys. Es waren alles braune bis rotbraune Tiere. Sie sollen sehr willig und sehr genügsam sein. Auf jedem Wägelchen saß dösend oder rauchend je ein Soldat mit der Pferdeleine in der Hand. Das waren keine forschen Soldaten, eher müde Knechte; aber uniformiert. Jeder hatte ein erdfarbenes Käppi auf und einen dieser stabilen, schweren filzigen Wintermäntel der Roten Armee an. Aufgefallen waren mir noch die Stiefel, die nicht aus Leder, sondern aus imprägniertem Stoff waren, genauso wie auch bei den anderen russischen Soldaten. Dann gehörte zur Normalausrüstung jedes russischen Soldaten noch ein einfaches uniformfarbenedes Säckchen, gewissermaßen als Reisegepäck. Das Säckchen war nicht viel größer als ein Kinderrucksack und die Bänder, die es zuschnürten, dienten zugleich als Tragegurte. Die Panjewagensoldaten waren wohl nicht bewaffnet. Hin und wieder bekamen die Pferde einen Futtersack umgehängt. Die Panjepferde hatten viele eiternde Hautwunden auf dem Rücken. Man sagte mir, dass bei Sonneneinstrahlung die Haut der Panjepferde aufplatzen soll. Eine solche Panjewagenkolonne hat wahrscheinlich auf gleiche Weise schon die russischen Heere gegen die Türken oder gegen Napoleon versorgt. Allerdings hatten die Panjewagen von 1945 schon luftbereifte Gummiräder. Die Verlässlichkeit der Panjewagenkolonnen ist gewiss den modernen Lkws deutlich überlegen. Man denke nur an die Straßenprobleme in

Russland und an die Treibstoff- und Temperaturunabhängigkeit. Aber der Feldherr muß bei Panjewagen über sehr viele davon verfügen und etwas mehr Zeit wird er einkalkulieren müssen.

Viele Tage später begegnete ich wieder einer Panjewagenkolonne. Jeder Wagen hatte ein wagenlanges, aber verhältnismäßig kleines Fass geladen. Die Kolonne zog die Große Straße hinauf und bog in die Klosterstraße ein. Sie brachte wahrscheinlich Wasser in die Kaserne, denn die Wasserleitung funktionierte ja noch nicht. Mit mir zusammen auf der Straße in der Höhe der Eisenwarenhandlung Schulz war ein etwa 8 bis 10-jähriger Junge - ein Enkel aus dem Hause der Schuhfabrikantenfamilie Tack. Dieser Junge, gewiss der Gefahr nicht bewusst, in die ihn sein Handeln brachte, machte es sich zum Spaß, die einfachen Holzhähne am Ende der Wasserfässer zu öffnen, so dass das Wasser auf die Straße lief. Nachdem er etwa 3 oder 4 Hähne geöffnet hatte, konnte ich ihn zur Aufgabe seines gefährlichen Spiels bewegen. Obwohl Panjewagen nach Panjewagen fuhr und jeder Hintermann sehen musste was dem Vordermann geschah, passierte nichts. Alle fuhrten so weiter, als wäre nichts geschehen. Nur das Wasser lief. Soviel Menschenliebe oder Kinderfreundlichkeit kann es gar nicht geben. Ich denke eher, die Panjewagenfahrer waren so uninteressiert an ihrer Arbeit und so träge und stupide, wie sie dreinschauten.

Danach

Am Montag, dem 24. April, waren wir also wieder wohlbehalten in unserem Strausberger Haus; alle glücklich darüber, dass die Kriegswalze über uns hinweggerollt war, ohne einen von uns zu vernichten. Dankbarkeit und Glück empfanden wir darüber. Es ging nicht allen so gut. August Ehlies, ein guter Bekannter der Familie, und Vater von Frau Martini, der Eisenwarenhändler oben in der Großen Straße, war beim Einmarsch der Russen in der Klosterstraße erschossen worden, als die Russen seine prunkvolle Schützenkönig-Uniform fanden und sicher falsch deuteten. Was bedeuteten da schon die materiellen Verluste. Sicherlich wird es auch mal wieder Glas geben, dachten wir, mit dem wir die Pappen in den Fenstern ersetzen können. Der Schmuck, das Geschirr, die Kleidung, die Wäsche, die Fahrräder, das Motorrad, waren Kriegsbeute der Sieger oder zum Teil auch durchstreifender Volksgenossen geworden. Aber es wog wenig gegen Leben und heile Glieder. Sorgen machten uns noch das unbekannte Schicksal meiner Schwester Litte, die den Bomben auf Berlin in die Heimat meines Vaters ausgewichen war. Wir hatten keine Nachricht und im hinteren Teil Pommerns waren ja die Russen schon länger.

Es gab nun also keinen Fliegeralarm mehr, dafür gab es keinen Strom

und auch kein Wasser. Dem Hitler-Regime waren wir entkommen, dafür lebten wir jetzt unter der „Sowjetischen Militäradministration“, die sogleich überall Plakate kleben ließ, in denen es unter Befehl Nr. 1 hieß, dass alle Radioapparate, Fotoapparate, Edelmetalle, auch in Münzenform, und fremdländisches Geld, sowie alle Wertpapiere unverzüglich bei der sowjetischen Militärkommandantur abzuliefern wären. Bei Nichtbefolgung droht die Todesstrafe. Darunter stand der Name: General Shukow. Den Name Shukow las ich damals zum ersten Mal. Damals war ja eine völlig kommunikationsmittelarme, radio- und zeitunglose Zeit. Die Menschen verkehrten mit Plakaten wie dem genannten oder mit Zetteln an Häusern, auf denen Angehörige gesucht wurden oder Überlebende sich meldeten. Wir haben artig unser altes Mende-Radio abgegeben. Von den anderen Dingen hatten wir nichts zu bieten. Ich habe dann später die eingesammelten Radios gesehen, es war ein riesiger Berg. Ob es die Todesandrohung war, dass alle dem Befehl Nr.1 so folgten oder waren es die aufgeweichte Einstellung zu Materiellem?

Ein kleines maschinengeschriebenes Plakat aus den gleichen Tagen war die Aufforderung an alle Frauen, die Verkehr mit sowjetischen Soldaten hatten, dann und dort bei Dr. Schimmel zur Untersuchung auf Infektionen zu erscheinen. Dr. Schimmel in der Ritterstraße 17 war schon ein alter Mann, er sah ähnlich aus, wie wir Albert Einstein von Fotos kennen; aber noch viel älter. Dr. Schimmel war damals der einzige Arzt in Strausberg. Er hat sich für die viel zu vielen Patienten aufgeopfert. Ich erinnere mich mit Schrecken an die Kolonne von Frauen, die zu dem betreffenden Termin erscheinen mussten. Viele wurden mit einem Handwagen zum Arzt bugsiert, so übel waren sie zugerichtet worden. Erst einige Tage später kam Fräulein Dr. Gertrud Rossner von der Flucht nach Strausberg zurück. Sie wirkte jetzt als Allgemeinärztin, weil der Bedarf so hoch war. Bis zum Einmarsch war sie die einzige Kinderärztin in Strausberg. Alle heute 60 bis 80 Jahre alten Strausberger sind mit großer Wahrscheinlichkeit mal kleine Patienten von Frau Dr. Rossner gewesen. Bei ihren Krankenbesuchen, ich glaube es war auf dem Weg zur Brahmer Siedlung, wurde sie von einer Horde Russen überfallen und vergewaltigt.

Noch in der Reichszeit - also noch 4 oder 5 Tage zuvor - war befohlen worden, alle Türen offen zu lassen, damit die Brandbekämpfung und die Landesverteidigung es leichter hätten. Die offenen Türen brachten vielleicht die hauptsächlichsten materiellen Verluste. Wir schlossen nun die Haustür wieder und es gab nur noch ganz wenige „Kontrollen“ durch Russen, obwohl wir direkt an der Hauptstraße - Wilhelmstraße (August-Bebel-Straße)- wohnten. Am Tage ließen wir die Haustür für eine gewisse Zeit für die Nachbarn offen. Wir hatten nämlich eine alte Holzpumpe mit Schwen-

gelbetrieb in Hof und damit Wasser. Das war für uns und die ganze Nachbarschaft sehr nützlich. Strom gab es noch lange nicht und dann auch sehr rationiert. Aber schon in der Kriegszeit hatten wir uns an Stromsperrern gewöhnen müssen.

Gar nicht lange nach dem Einmarsch wurde eine mehrere Kilometer lange Kolonne von deutschen Kriegsgefangenen aus Richtung Berlin kommend durch Strausberg in Richtung Osten getrieben. Sie liefen in 5er oder 6er Reihen. Alle 10 Meter lief links und rechts von der Kolonne ein russischer Bewacher mit Gewehr. Es war ein jammervoller Anblick auf diese abgekämpften, müden und sicher hungrigen Soldaten. Viele liefen ohne Schuhe. Die feldgraue Kleidung war teilweise zerrissen und unvollständig. So vergeht der Ruhm der Welt. Unwillkürlich musste ich an die zackige Wehrmacht und die Bilder in den Wochenschauen mit russischen Gefangenemassen denken. Die Bilder glichen sich nun sowohl hinsichtlich der Masse als hinsichtlich des Elends. Ich weiß nicht mehr, ob es meine oder die Idee meiner Mutter war, den Gefangenen Wasser zu reichen. Ich holte den ersten Eimer Wasser und ging damit durch unsere Haustür auf die Straße. Zunächst wollten mich die Bewacher verjagen, aber ich konnte ihnen sagen, dass ich nur was gegen den Durst tun wollte. Dann ließen sie mich gewähren. Die Gefangenen hatten alle Dosen oder Essgeschirr bei sich. Der erste Eimer war schnell leer. Ich holte laufend neue. Ich überlegte auch, dass ich durchaus wenigstens einen Gefangenen in unser Haus schieben könnte. Natürlich ahnte ich, dass dann sicherlich gleich ganze Scharen ins Haus laufen würden und ich wusste auch, dass flüchtige Kriegsgefangene auf der Stelle erschossen werden. So beließ ich es bei der Wassergabe.

Viele Jahre später, vielleicht war es gar erst nach der Gefangenentrückkehr aufgrund Adenauers klugen Wirkens, kam ein Mann zu meiner Mutter, der mich sprechen wollte. Er bedankte sich für das Wasser, das vielen damals so wertvoll war. Es war der frühere Hauptmann Tauber von den Landeschützen in Strausberg. Die Gefangenenskolonne war damals so elend, dass ich gar keine Offiziere darunter vermutet hatte.

Neben dem alten Roxy-Kino am Markplatz war schon am Montag nach dem Einmarsch provisorisch ein Arbeitsamt eingerichtet worden. Jeder sollte sich dort melden, weil Arbeit und was zu essen vermittelt werden sollte. Ich ging auch gleich hin. Es war ein kleiner Raum und trotzdem nicht voll. Strausberg hatte so kurz nach dem Russeneinmarsch vielleicht nur noch ein paar hundert Einwohner. Die meisten Strausberger waren auf der Flucht über Mecklenburg in Richtung Schleswig-Holstein. Viele kamen erst im Sommer zurück und viele gar nicht. Ich hoffte vergeblich, im Arbeitsamt alte Strausberger anzutreffen. Ich dachte, die deutsche Administration wäre nun in den Händen der alten Strausberger Kommunisten,

von denen ich ja viele kannte. Nein, es waren für mich alles neue Gesichter. Kurze Zeit danach traf ich auf der Straße Robert Kroll wieder, den Fischhändler aus der Jungfernstraße und früheren Kommunistenführer von Strausberg. Er konnte inzwischen sehr schlecht laufen. Früher kam er jeden Morgen schon um 7 oder 8 Uhr mit der Straßenbahn in Strausberg an. Er schleppte immer einen schweren Tragekorb auf dem Rücken, in dem er Waren für sein Geschäft aus der Berliner Markthalle brachte. Das geht natürlich nach einem langen Berufsleben auf die Knochen. Ich verstand mich mit Robert Kroll sehr gut. Wer nimmt denn sonst schon ein so junges Bürschlein ernst? Mein Vater bezeichnete ihn als Edelkommunisten. Er hatte durch den Einmarsch so die Schnauze voll von den Sowjets - wie er sagte - und wollte sich nur zurückziehen. Ich hatte ihn gefragt, warum er nicht unter den neuen Mächtigen ist.

Im Arbeitsamt waren es für mich alles Fremde, die da für jeden eine Personalkarte anlegten und jedem eine gelbe Stempelkarte gaben. In so einer kleinen 10000 Seelen-Stadt kannte fast jeder jeden - erst recht wir mit Vater als Amtsperson. Die Stempelkarte, eine DIN-A6-Karteikarte, auf die oben der Name mit Geburtsdatum aufgeschrieben war, wurde täglich mit dem Datum bestempelt, wenn man Arbeit genommen hatte. Arbeit gab es nicht viel und die Alten bekamen nie einen Stempel.

Die Russen hatten uns dann schon ein oder zwei Tage nach unserm Wiedereinzug aus unserem Haus vertrieben. Wir zogen - und das war ja höchstens der Transport von einem Rucksack - in das Haus neben der Gärtnerei Böse an der dicken Eiche. Die leerstehende Dachgeschoß-Wohnung gehörte vorher einer Familie von Rekowski. Die Russen hatten aus unserem Haus ein Offizierskasino gemacht. Das ging sehr schnell. Alles Bewegliche wurde in den Hof auf einen Berg geworfen. Unser Klavier war ihnen offenbar zu schwer. Es war eins von der damals bekannten Strausberger Pianofabrik Lochow & Zimmermann. Das Klavier wurde zum Hacken von Möhren und dergleichen benutzt, wie wir aus den Tausenden von Schnittspuren auf dem Deckel schlossen, als wir dann ein paar Wochen später wieder in unser Haus durften. Ich konnte während der Casinozeit ungehindert in den Hof, wo ich noch einige Bücher von dem großen Haufen rettete.

Die Menschen waren in meiner Sicht durch die allgemeine Not 1945 leider nicht zusammengeschweißt und auch nicht merklich solidarischer geworden. Es fiel noch mehr auf wie fast alle nur an sich dachten und dabei an dem gegenüber unanständig handelten. Als beispielhaft will ich ein Erlebnis meiner Mutter aufschreiben, das sich an einem dreistöckigen Haus in Strausberg abspielte. Ein Russe mit Schreibblock sah sich das Haus von außen an. Eine uns bekannte Strausbergerin sagte zu ihm auf das Erdgeschoß deutend, da wohnen Nazis und darüber wohnen auch Nazis und ganz

oben wohnen wir. Ausgerechnet diese Frau war eine bekannte Braune. Um dieses schlechte Menschenbild nicht stehen zu lassen, kann ich aber auch feststellen, dass ich gerade in dieser schlimmen Zeit ein paar Menschen kennengelernt habe, die trotz der Not aufrecht und ritterlich blieben.

Meines Vaters Traum von der Polizeidienstverwendung ging schnell vorbei. Zunächst wurde er nach Gielsdorf zur Landarbeit verpflichtet. Er war nämlich wie zwangsweise alle Beamten NSDAP-Parteimitglied. Dort fand die erste Verhaftung durch die NKWD statt. In Strausberg hatte die NKWD ein Haus an der Wriezener Straße die linke Ecke Augustastraße okkupiert. Als ich einmal zu meiner damaligen Arbeitsstelle, den Stadtwerken in der Augustastraße, der heutigen Fritz-Reuter-Straße, ging, hörte ich die Stimme meines Vaters. Ich musste lange suchen, bis ich den Ort der Stimme fand. Sie kam von einem Dachfenster des genannten Hauses, wo mein Vater in einem provisorischen Bretter-Verlies einsaß. Er warf mir ein Stück Russenbrot zu, das er in russisches Zeitungspapier gewickelt hatte. Sicherlich war es seine ganze Ration. Bei dieser Vernehmung hatte er auch unsere Helga erwähnt, die Vater auf Bitten eines jungen Juden übernommen hatte. Dieser junge Jude, der Fingerhut hieß, musste von Garzau aus, wo er zunächst mit vielen jungen Juden zusammen bei von Rohrscheidt arbeiteten durfte, in irgendein Lager. Wir haben nie wieder was von ihm gehört. Jedenfalls hatten die Russen Interesse an unserem Hund. Sie nahmen ihn uns weg. Einerseits war das ein schwerer Abschied; aber wir konnten die Helga ja bei bestem Willen nicht weiter ernähren und sie war ja schon zum Skelett abgemagert. Helga brachte uns weiter Glück, indem sie öfter bei den Russen ausrückte und uns aufsuchte. Sie war inzwischen schon recht fett geworden. Ich brachte sie dann immer wieder zurück - nicht ohne dafür ein Stück Russenbrot zu ernten. Russenbrot war anders als das uns bekannte Brot. Es wurde in eingefetteten konischen Blechkästen und mit Hefe gebacken. Jetzt kürzlich fand ich es in S1. Petersburg wieder. Es ist erstaunlich, was für eine gute Erinnerung der Geschmack hat. Der Geruch übrigens auch. Ich erkenne heute noch den Pfeifentabak meines Großvaters am Geruch und meine Frau, die dem Dresdner Inferno mit Not entgangen ist, kann bestimmte Brandgerüche einfach nicht ertragen. Zurück zu meinem Vater und den NKWD-Inhaftierungen. Er war natürlich sehr bedrückt darüber, dass die Lebensplanung einschließlich Pension nun praktisch zerstört war. So folgeklar das auch war, aber die Sowjetische Militäradministration hatte für meinen Vater gewiss noch weniger mit seinem geistigen Vaterland zu tun als das vorangegangene 12-jährige Nazireich. Im Sommer 1945 wurde mein Vater insgesamt sieben Mal von der NKWD verhaftet, verhört und nach meist wenigen Tagen wieder freigelassen. Kritisch wurde es einmal, als er preisgab, dass er seinen Amts-Karabiner im Garten vergraben hatte, um ihn zu vernichten, wie seine vielen anderen Waffen auch, die er in unse-

rer Mistgrube verrotten ließ. Schließlich ahnte er die Probleme, mit Waffen angetroffen zu werden. Jedenfalls musste er den Karabiner ausgraben. In der Rage fand er aber die Stelle nicht gleich. Die Russen drohten, ihn in 30 Sekunden zu erschießen, wenn er bis dahin nicht fündig würde. Er fand die Stelle noch. Die sieben gut überstandenen Verhaftungen bestärkten meinen Vater in seiner Annahme, dass ihm nichts passieren könne, weil er nichts Unrechtes getan hatte. Im Herbst war dann auch meine Schwester Litte mit dem Treck der Ausgewiesenen aus Pommern heimgekehrt. Sie hatte Schlimmes durchgemacht; aber sie lebte und das galt.

Nach einer längeren Verhaftungspause fand im Januar 1946 nachts durch den in Strausberg berüchtigten NKWD-Albert seine achte Verhaftung statt. Ich sah meinen Vater zum letzten Mal, als der Albert ihn mit einem Tritt in den Rücken unsere kleine Flurtreppe hinuntertrieb. Er war dann mit vielen anderen zunächst im GPU-Gefängnis Amtsgericht Klosterstraße eingeschlossen. Dort hatten wir noch einmal Zettelkontakt Über einen sehr fraglichen Mann, der zu uns kam und behauptete, Beziehungen ins Gefängnis zu haben. Dann sollen die Inhaftierten nach Sachsenhausen bei Oranienburg und Ketschendorf gekommen sein. Erst im Laufe der Jahre erfuhren wir von immer mehr Bekannten, die dieser geschichtlich gar nicht gut bekannt gemachten Stalinaktion zum Opfer gefallen sind. Welchen Personenkreis die effektive Ausrottung betraf, ist nicht klar. Wahrscheinlich spielten Denunziationen dabei eine große Rolle. Beispielsweise waren mir als Verhaftete und nie wieder Zurückgekehrte bekannt der Landesjugenheim-Erzieher Hermann Bliefert, der Bauer Karl Puhlmann aus Klosterdorf und der Bauer und Amtsvorsteher Albert Scharie aus Klosterdorf. Jahrelang warteten wir vergeblich auf die Heimkehr. Nachdem deutsche Behörden nichts zu wissen vorgaben, war ich 1948 oder 1949 auf eine RIAS-Nachricht hin nach Berlin-Wannsee gefahren, wo man von einer englischen oder amerikanischen Dienststelle Informationen über die in sowjetischen Lagern Verschollenen bekommen sollte. Ich fand das Haus schnell und wurde sogleich vorgelesen. Aber statt Interesse für meinen Vater zu finden, hatte man dort nur Sinn dafür, politisches Material in die Sowjetzone zu schaffen. Ich bekam, ohne jeglichen Hinweis zu meinem Vater erhalten zu haben, ein dickes Paket mit Büchern, die ich in Strausberg verteilen sollte. Die Bücher hatten den Titel „1848“. Innen waren es aber Sondererstdrucke des antitotalitären Werkes „1984“ vom Engländer Georges Orwell. Da ich nicht die geringste Lust hatte, mir für fremde Interessen Probleme zu machen, ließ ich den Bücherstapel gleich auf dem S-Bahnhof Wannsee neben den Abfallkorb stehen. Ein Exemplar habe ich mir allerdings mitgenommen, wodurch ich „Big Brother“ früher als andere kennenlernte. Nach vielen Jahren kam der Bäcker Müller aus der Hegermühlenstraße - neben der Volksschule - aus Russland zurück. Er war damals auch in Strausberg ver-

haftet worden. Er hatte meinen Vater im Lager Jamlitz in der Niederlausitz getroffen. Herr Müller war so eingeschüchtert, dass er mir nur unter dauernden Ermahnungen, gar nichts davon weiter zu erzählen, berichtete. Mein Vater versuchte im Lager, wie Herr Müller berichtete, den Verzweifelten noch Mut zum Überleben zu machen. Die Lethargie war im Lager verbreitet. Die Bäume im Lager hatten keine Rinden mehr. Eine Krankheit brachte meinen Vater bald in das Lagerrevier, aus dem nie jemand zurückgekommen sei. In Jamlitz muß ich seine sterblichen Überreste vermuten; sicherlich zusammen mit denen von vielen tausend anderen Deutschen.

Der erwähnte russische Geheimdienstmann Albert hatte sich schnell zum Markenzeichen der sowjetischen Willkür gemacht. Nach seinem listigen Äußeren war es ein Armenier. Er lief nur im schwarzen Anzug mit schwarzer lederner Ballonmütze herum. Meist fuhr er allerdings mit einem erbeuteten Wehrmachtsmotorrad mit Beiwagen durch die Gegend. Er verhaftete, wie es schien, nach seinem Gutdünken. Dabei soll auch die übliche Gestapo-Methode benutzt worden sein, indem man bei einer Haussuchung eine (untergeschobene) Pistole fand. Albert konnte ein wenig deutsch. Er war gehasst und gefürchtet. Einmal, mein Vater war schon verschwunden, kam ich mit meiner Schwester, die aus Berlin zu Besuch da war, aus der Stadt. Als wir durch den Pulverturm hindurchgingen, kam uns zu meinem großen Schreck Albert entgegen. Ich entdeckte schnell, dass seine hinterhältigen Augen nur meine damals recht ansehnliche Schwester im Visier hatten. Albert hielt mich an und fragte kurz: „Name; wo wohnen?“ Die möglichen Konsequenzen waren mir klar und ich bin froh, sofort irreführend und schlagfertig mit: „Meier, Mittelweg 10“ geantwortet zu haben. Hoffentlich gab es im Mittelweg 10 keine Meiers.

Dann mussten 1945 alle körperlich noch halbwegs intakten männlichen Strausberger als Reparationsleistung Bäume - genauer gesagt Kiefern bestimmter Mindestmaße - fällen. Das Ganze fand im Wald jenseits unseres Sees aber mehr in Richtung des Marienbergs statt. Immer 2 Mann waren eine Arbeitsgruppe. Jede Gruppe bekam eine große lange Säge und eine Axt. Ich kann mich an keine Unterweisung und auch an keinen Förster erinnern. Ich hatte einen etwas erfahrenen Partner. Wir sägten in schwerer Handarbeit die Bäume und dann die Kronen ab, entasteten den dann von Russen abgefahrenen Stamm. Es war jedenfalls eine schlimme Schinderei, zumal man ziemlich kraftlos war. Am Tag haben wir wohl höchstens zwei Bäume geschafft. Wie lange die Aktion dauerte, kann ich beim besten Willen nicht mehr sagen. Den Westkontrast dazu sah ich bei einem beschwerlichen Fußmarsch in den Sommerferien 1947 quer durch das Wendland. Die Engländer machten den Holzraub wesentlich rationeller. Immer zwei Soldaten trugen eine riesige Motor-Kettensäge, mit der sie durch den Wald lie-

fen, die Bäume fielen wie anderswo die Strohhalme. In der baumfallfreien Zone dahinter waren dann viele Soldaten mit kleinen Kettensägen und schnitten die Kronen ab. Leichte Schützenpanzer zogen die Stämme auf ein unvorstellbar riesiges Lager. Das war im Forst Lüchow. Ich muss wohl erklären, wie es zu der Wendland-Wanderung kam. Mein Schulfreund Benno Düllick und ich hatten am letzten Schultag vor den Ferien beschlossen, schwarz nach Westdeutschland zu reisen. Er wollte zu Verwandten nach Bremen, ich nach Detmold. Schon bis Arendsee kurz vor Salzwedel war es eine abenteuerliche Eisenbahnfahrt mit langer Zwangspause in Wittenberg an der Elbe. Bei Schmarsau haben wir uns über die Grenze geschlichen. Russen sahen wir nicht; aber wir rochen und hörten sie dann auch. Dann mussten wir bei glühender Hitze weiterlaufen, denn in der britischen Zone herrschte gerade totale Verkehrsruhe, weil Sonntag war. In Schmarsau übernachteten wir in einer Scheune. Ernährt haben wir uns nur aus einem Rucksack mit grünen Augustäpfeln, die uns meine Mutter mitgegeben hatte.

Vielleicht muß ich hier noch einfügen, dass man Russen sehr weit riechen konnte. Sie rochen nahezu alle nach einer Mischung von Rosenwasser und Machorka mit verbranntem Zeitungspapier. Machorka war gehäckseltes Tabakstrunkwerk, verpackt in ca. 5x5x5 cm Packpapierwürfeln. Die russischen Soldaten füllten Machorka in eine Zeitungspapierkehle, die dann mit Speichel verklebt und unten abgedreht wurde. Das wurde massenhaft als Zigarette geraucht. Manche erledigten die manuelle Glimmstengelproduktion gar einhändig. Nur Offiziere bekamen Zigaretten, bzw. Papirossis, das sind Zigaretten mit langem Papprohr-Mundstück. Und die Rosenduftkomponente lag an der besonderen Vorliebe der Russen für derartige Parfümierung oder weil alle russischen Toilettenartikel stark rosa parfümiert waren.

Hunger

Sehr schlimm nach dem Einmarsch der Sowjetarmee war der beginnende Hunger. Alle Lebensmittelvorräte waren Kriegsbeute und die privaten auch. Sogar die Kartoffeln aus dem Keller waren weg; erst recht natürlich unsere Hühner, Tauben und Kaninchen. Schuld daran waren wohl nicht allein die auch oft hungrigen Rotarmisten. In Strausberg wurde kurz vor Kriegsende eine größere Menge von Italienern, die sich unter General Badoglio gegen Mussolini gestellt hatten, als eine Art Kriegsgefangene aufbewahrt. Diese Italiener waren nicht ganz isoliert gehalten, wie andere Kriegsgefangene, sondern konnten fast frei herumlaufen. Untergebracht waren sie in der Kaserne und den Scheunen des Landesjugendheims. Sie waren nur hungrig und man sagte, dass neben Spatzen, Ratten, Fröschen selbst Katzen in Strausberg vor den Badoglios nicht sicher waren.

Ich hatte schon von der Stempelkarte berichtet, die es im Arbeitsamt gab und auf die jeder, der arbeitete, einen Tagesstempel erhielt. Arbeit gab es nicht viel und die Alten bekamen nie einen Stempel. Viele Frauen mussten Brennesseln sammeln. Auf dem Lindenplatz gab es eine provisorische Kochstation, die täglich Brennesselfunzelsuppe herstellte. Wer einen Tagesstempel hatte, bekam eine Kelle Brennesselfunzelsuppe. Nach ein paar Tagen gab es auch für jeden Arbeitenden 50 Gramm Brot täglich. Das war kein richtiges Brot, sondern mehr nasser Klitsch aus Schrot. Böse Zungen behaupteten, es wäre auch Holzsägemehl drin gewesen. 50 Gramm waren gerade eine kleine Scheibe. Nun muß ich noch das Rezept für Funzelsuppe aufschreiben. Schließlich haben alle Strausberger viele Wochen, wenn nicht Monate von Funzelsuppe gelebt. Man nehme einen großen Topf von 3 bis 5 Litern mit kochendem Wasser, das man gut gesalzen hat. Dann nehme man eine gewaschene ungeschälte Kartoffel und reibe sie in das kochende Wasser. Das Wasser wird dadurch leicht sämig zur Funzelsuppe. Klein gewiegte Brennesseln haben der Lindenplatzsuppe dann noch eine gehörige Portion Vitamine - aber einen für mich noch scheußlicheren Geschmack - gegeben.

Wohl dem, der noch täglich seinen Stempel bekam oder für die Familie eine Kartoffel für die Suppe hatte. Salz gab es natürlich auch nicht. Die Strausberger waren helle. Sie holten sich von dem großen Streusalzlager der Strausberger Eisenbahn in einer Halle am Güterbahnhof ihren Bedarf gratis. Allerdings war schon eine gewisse Technologie erforderlich, die Rotfärbung aus dem Salz wegzuwaschen. Ja, wer nun keine Kartoffel hatte und wer keinen Stempel bekam, der war schlecht dran. Im Sommer 1945 war etwa der Höhepunkt des Hungers. In den Gärten gab es noch nichts. Lebensmittelzufuhren fanden zumindest in Strausberg nicht statt. Die Reste der körperlichen Reserven waren verzehrt und vorwiegend die alten Leute und Babies in Strausberg starben wie die Fliegen. Oft fing das Sterben mit einem fürchterlichen Durchfall an und manch einer hatte seine letzte Pflicht am Bordstein erledigt, bevor der Gevatter Tod kam. Die 6 Grabträger auf dem Friedhof hatten alle Hände voll zu tun. Dabei waren sie selbst ganz klapperig. Hin und wieder war ja unter den Verhungerten auch ein guter Bekannter und bei der Gelegenheit sah man dann die halbtoten Grabträger. Diesen Hungerdurchfall kannten aber auch die Überlebenden. Meine Mutter gab uns täglich ein kleines Stückchen Ingwer-Wurzel zu kauen, das sie noch unter ihren Gewürzen fand. Es war ein altes Rezept gegen Darminfektion und hat gewirkt. Aber Überlebenschancen hatte nur, wer möglichst täglich irgendwoher ein paar Kalorien auftreiben konnte.

Mein Vater ging über Land in seinen ehemaligen Amtbezirk und brachte hin und wieder etwas mit. Aber auch den Bauern war alles abgenommen worden einschließlich Maschinen und allem Vieh. Sie hatten nur noch Ver-

stecktes, das sich manche - erfreulicherweise nicht alle - mit Meißner Porzellan oder Teppichen teuer bezahlen ließen. Sobald das Wintergetreide - wohl Gerste - reif wurde, mussten die Schüler ernten. Jeder musste einen Beutel und eine Schere mitbringen. Erntemaschinen gab es ja fast nicht mehr. Wir haben dann die Ähren mit der Schere abgeschnitten und in den Beutel getan, den wir unter Aufsicht ausleeren mussten. Es wurde mehr niedergetreten als gerettet. Ich hatte die Hosen zugebunden und konnte dadurch auch eine gewisse Eigenernte einbringen. Mein Vater zeigte mir dann, wie man die Ähren ausdrischt und im Wind das leider spelzige Gersenkorn von den Ährenresten trennt. Einer meiner Freunde und ich heckten dann eine Idee aus, wie man besser ernten könne. Es gab in Richtung Garzau auch einige Felder, die noch sachgemäß gemäht waren und wo das gemähte Getreide zum Trocknen in Hocken gestellt war. Ich hatte aus dem massenhaft an den Straßen und Wegen liegen gebliebenen Schrottfahrrädern schon wieder ein Fahrrad zusammengebaut. Das stellten wir hinter so einem Hockenfeld rücklings auf eine Decke. Einer drehte die Tretkurbel und der andere steckte vorsichtig ganze Garben in die Speichen des sich drehenden Hinterrads. In kurzer Zeit hatte jeder von ein uns ein kleines Säckchen Körner zusammen. Etwas heimlich und schnell mussten wir dabei schon sein. Das war aus heutiger Sicht unmoralisch und strafbar sowieso. Andererseits war die Todesstrafe jedem sicher, der Möglichkeiten der Nahrungsbeschaffung nicht nutzte. Man denke nur immer daran, wie umstandsabhängig doch menschliche Anstandsregeln sind.

Ein ganz großes Gesundheitsproblem war der Fettmangel. Erst im Herbst 1945 gab es die erste Fettzuteilung in Form von Margarine. Als Stadtwerke-Lehrling musste ich mehrmals an einem alten Trafo Wache halten, der an der Ecke Wallstraße / Stadtmauer stand. Da war Trafoöl drin und das war in Gefahr, geraubt zu werden, weil die Leute selbst in Trafoöl Kartoffeln brieten. Wir kauften mal von irgendeiner reisenden Händlerin ein weißes Fett, das sicherlich industrielles Schmierfett etwa Staucherfett war. Außerdem haben wir zum Kartoffelbraten auch die Reste von Lebertran und Rizinusöl aus unserer Hausapotheke verbraucht.

Wie die Sitten verroht waren, wenn es um etwas Essbares ging, wurde am Beispiel von Klehnes Pferd deutlich. Unser Nachbar Fritz Klehne, vormals ein für Strausberg beachtlicher Transportunternehmer, war mit einem Lkw geflüchtet. Er mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern kam von der Flucht bzw. dem Fluchtversuch zurück mit einem kleinen Wagen und einem Panjepferd. Dieses Gespann sollte nun der Anfang für den Wiederaufbau des Transportunternehmens werden. Eine seiner ersten Fuhren führte ihn in die Gegend vom Rotkäppchen am Bötzsee. Dort kollidierte das Gespann mit einem Russen-Lkw und das Pferd war tot. Was tun? Unser

Nachbar Klehne lief zu Fuß nach Strausberg. Er suchte vergeblich Hilfe bei der neu aufgestellten deutschen Miliz. Als er nach wenigen Stunden zum Unglücksort zurückkehrte, fand er nur noch den Wagen und ein Stückchen Fell nebst einigen großen Knochen seines Pferdes vor.

Meine Mutter hatte bald beim Bauern Marzahn am Buchhorst Arbeit gefunden, wobei die Hoffnung auf Essbares Hauptmotiv dazu war. In der größten Hungerzeit hatte der Bauer Marzahn in der Falle einen Fuchs gefangen. Er gab den abgezogenen Kadaver meiner Mutter zur Verwendung. Ich habe den Fuchs dann zerteilt. Bevor wir ihn brieten, haben wir uns aber so geekelt, dass wir doch lieber hungrig blieben.

Unter uns in der Notwohnung an der dicken Eiche wohnte ein aus dem Osten geflüchteter Mathematik-Studienrat Broszat mit seiner Frau. Die Frau Broszat wird vielen Strausbergern noch als Krankenschwester und als künstlerische Initiatorin vieler späterer Kunstereignisse in Strausberg bekannt sein. Sie war früher Schauspielerin. Im Spätsommer 1945 kannte ich Herrn Broszat dann auch schon als meinen Mathelehrer. „Eule“ nannten wir Schüler ihn. Eule, ein früher wohl etwas rundlicher Mann, litt jedenfalls ganz schlimm unter dem Hunger und er war in Strausberg auch so fremd und so unbeweglich, dass das Verhungern nahe stand. Wie nahe ahnte ich nicht, als er mich eines Tages im Hausflur abpasste und mich fast flehend um etwas Essbares bat. Wir hatten ja auch fast nichts; aber eben doch etwas mehr als gar nichts. Ich half nicht, weil mir die Situation nicht ganz klar war und weil ich ja schließlich nichts aus dem Verwaltungsbereich meiner Mutter wegnehmen konnte. Am nächsten Tag war Eule tot. Das liegt mir heute noch sehr auf der Seele.

In unser zum Offizierscasino umfunktioniertes Haus ging ich täglich. Chef und Koch des Casinos war ein tartarischer Russe mit schreckeinflößendem Gesicht und hängendem Schnauzbart. Mit Hilfe meiner Russischbrocken kam ich mit diesem Tartaren sehr gut aus und er gab mir ein oder zweimal gebratenen Hirsebrei. Das war für die damaligen Zeiten eine unvorstellbare Leckerei. Ich musste im Organisieren - so nannte man damals die Lebensmittelbeschaffung - auch besonders aktiv sein, denn wir hatten noch unsern Schäferhund „Helga“, der mir schließlich das Leben gerettet hatte. Es war erstaunlich, welchen Mist das arme Tier vor Hunger alles fraß. Wie wir unsere gute Helga und damit aber auch die Futterprobleme loswurden, habe ich im vorigen Kapitel schon geschildert.

Im Herbst, als die Kartoffeln reiften und es im Garten schon manches gab, ging es uns besser. Durch die Kriegsereignisse war im Frühling nur wenig gesät worden; aber man konnte sich doch Kartoffeln und auch Getreide leichter beschaffen. Das Getreide drehten wir übrigens durch die

Kaffeemühle. Das war ganz schön mühselig. Es wurde ja alles zu Suppe verarbeitet.

Zum Thema Hunger fällt mir noch eine ganz lustige Geschichte ein. Im Sommer 1945 hatten die Gurken in unserm Garten gut angesetzt. Um möglichst viel Essbares aus den Gurken zu gewinnen, wurden sie nicht grün geerntet. Sie sollten groß und gelb werden. Eines Tages gingen meine Mutter und ich zum Garten. Es war windstill. Trotzdem wackelten die hohen Sonnenblumen, die neben den Gurken standen. Als wir näher kamen, fanden wir einen betrunkenen Russen in den Gurken. Ich brüllte ihn an und er rannte sofort weg aus dem Garten heraus zur Berliner Straße. Ich rannte hinterher und als er an der Berliner Straße über einen Zaun kletterte, hielt ich, durch seine Flucht mutig geworden, ihn am Fuß fest und er fiel heftig auf die Nase. Er rannte dann durch das Grundstück in Richtung Mittelweg. Ich hinterher. Ab und zu drehte er sich um, holte aus seiner Hose eine inzwischen schon total vermatschte Gurke, die er nach mir warf - ohne zu treffen. Dann ging die Verfolgung in die Krumme Straße weiter. Ich blieb ihm auf den Fersen. Schließlich rannte er durch das damals noch unbebaute Land über die Eisenbahnschienen in den Hintereingang vom Walzwerk hinein. Als ich da auch noch hinterherlief, knallte es gleich und auf „stoi“ wurden ich und der Gurkenklau abgeführt und vernommen. Das dauerte ziemlich lange. Ich verlangte Ersatz und bekam stattdessen mit der Entlassung aus dem Hauptauegang auf die Hegermühlenstraße einen kräftigen Tritt in den Achtersten. Meine Mutter, die noch die reichlichen Reste ihrer Gurken inspizierte, fand dabei eine größere Menge Alliiertengeld, die der Gurkenklau offensichtlich verloren hatte. Die Gurken waren gut bezahlt; aber die Mutter machte sich Sorgen um den Verbleib des Sohnes, der ja dann doch erst ziemlich spät heimkam. Wenn man forscht auftrat, konnte man einzelne Russen leicht einschüchtern. Unter Umständen musste man dies auch mit dem Leben bezahlen, wie es einem Schulkameraden aus Eggersdorf erging. Sein uns gut bekannter Vater hatte ein Grundstück in Gladowshöhe, auf dem er Bienen hielt. Herr Schmid hieß er. Er fuhr mit seinem Sohn per Fahrrad öfter durch den Rehfelder Wald zum Grundstück, sobald die Zeiten im Sommer 1945 wieder etwas ruhiger waren. Ab und zu trafen sie auf Russen, die es meist auf ihre Fahrräder abgesehen hatten. Der große starke, blonde, junge Horst Schmid hatte mehrmals Glück, die Gefahr abzuwehren. Einmal - wie er mir erzählte - gelang es ihm sogar, einem Russen seine Kalaschnikow abzurufen. Wenige Tage später traf uns in der Schule die schlimme Nachricht, dass er in diesem Wald bei ähnlicher Gelegenheit erschossen wurde. Die ganze Schule trauerte. Diese Trauer wäre ein Jahr später schon nicht mehr möglich gewesen, als das Leben merklich politisch gesteuerter - also prosovjeterischer - geworden war. Wir Schüler und das ganze Lehrerkollegium waren alle zur Beerdigung.

Nach der Ernte 1946 wurde die Versorgung mit Lebensmitteln dann merklich besser. Die Schwarzmarktpreise für Essbares fielen auch. Als großes Wunder machte in der Müncheberger Straße Hans Grote mit seiner Frau, der Tochter vom Metzger Sendel aus Garzau, einen Brotladen auf, in dem man frei ziemlich helles Brot kaufen konnte. Der Preis war allerdings recht hoch. Sicherlich war das nicht so ganz legal, denn der Laden musste schnell wieder zumachen. Hans Grote ging dann nach Westberlin und eröffnete in Neuköln einen Futtermittelladen. Ich hatte keine gute Meinung von Hans Grote. Er war Fleischerlehrling bei Kleinschmidt, wo ich als Kind oft spielte, weil der Sohn Hans Kleinschmidt mein Freund war. Jedenfalls hat mir Hans Grote damals einen üblen Scherz gespielt, den ich aber aus Sorge vor Nachahmung nicht erzähle. Hans Grote stammte aus der Pferdeschlächterei Grote in der Ritterstraße, die nebenher noch die Kneipe „Zur Ritterburg“ betrieb. Die Schwester von Hans Grote, die spätere Frau Mosch, bewirtschaftete die Kneipe. Pferde gab es nicht mehr zum Schlachten.

Die Ritterburg war meist gut besucht; insbesondere dann, wenn Herr Mosch von dem Pferdemetzger in Altlandsberg Fleisch bekam, aus dem meine Mutter Pferdebouletten machte. Das war dann allerdings erst so ab 1950. Meine Mutter hatte wie alle DDR-Hinterbliebenen eine schrecklich niedrige Rente, so dass sie bis ins hohe Alter gezwungen war, dazuzuverdienen. Erst arbeitete sie auf dem Friedhof und wusch abends Russenwäsche, die ihr eine Frau aus dem Hause vom Flugplatz mitbrachte, und als die allgemeine Lebensmittellage dann in den fünfziger Jahren besser geworden war, kochte sie auf Hochzeiten und sonstigen Festen und machte ab und zu bei Moschs Pferdebouletten. Es wurde dann auch bald in Berlin in der Leipziger Straße das erste HO-Geschäft eröffnet, in dem man als erstes und einziges Produkt Bockwurst kaufen konnte. Der Preis war für damalige Verhältnisse sehr hoch; aber die Bockwurstzeit war damit eingeleitet und der Hunger endlich überwunden.

Russisch und Russen

Im Gegensatz zur heutigen Jugend wuchsen wir in Strausberg wenig international oder multikulturell auf, um ein modernes Wort zu benutzen. Ich kannte als Kind noch in Friedenszeiten nur eine Französin und einen Russen. Einmal fragte ein Engländer bei dem Gemüsehändler in unserm Nachbarhaus nach einem Weg in Strausberg. Das war eine Sensation. Mit mehreren meiner Art standen wir um den Engländer herum und bestaunten ihn wie ein Weltwunder. Die Französin in Strausberg war eine schöne Frau, ich meinte daher, alle Französinen seien schön. Sie wohnte in der Gartenstadt und war mit einem Mann verheiratet, der sie im Ersten Weltkrieg aus Frankreich mitgebracht hatte. Die Frau war sehr scheu, ich habe sie nie

sprechen gehört - nur der Mann sprach. Diese Leute, das fällt mir gerade ein, wohnten schräg gegenüber einem ganz lieben Mann, der Pollak hieß, und der sich offiziell in Hügelland umbenennen ließ. Der eine Russe hieß Iwan. Er war Kriegsgefangener aus dem Ersten Weltkrieg und arbeitete bei Fräulein Bergmann, die ein Milchgeschäft in der Müncheberger Straße betrieb. Iwan war damals nicht heimgekehrt, sondern in Strausberg geblieben. Dann haben ihn 1945 die Russen verschleppt. Er hat sich nie wieder gemeldet. Iwan fuhr Milch aus mit einem Bäckerfahrrad, das vor dem Lenker einen überdimensionalen Korb hatte. Er sprach kaum und sah etwas traurig aus mit seinem langen Gesicht, das etwas an den letzten Zaren erinnerte. Übrigens: die Frühstückbrötchen wurden vor dem Krieg auch ausgefahren und Bier brachte ein Pferdewagen aus Erkner einmal in der Woche. „Brauuunbier“ rief der Fahrer, nachdem er eine große Schelle geschüttelt hatte.

Als ich ganz kleiner Junge war, fuhr Iwan die Milch sogar mit einem weiß gestrichenen Kastenwagen - ein Pferd davor - aus. Wir hatten in Strausberg auch einen gelben Pferde-Paketwagen. Autos waren derzeit noch sehr selten. Der Postwagen mit auf gemaltem Posthorn sah ganz romantisch aus. Der Kutscher, pardon, der Postillion saß ziemlich oben am Kasten, der Milchfahrer hatte den Sitz unten. Der Postfahrer hieß Menge. Ich staune selbst, dass ich das noch weiß. Zu der Zeit hatte mein Vater neben dem Reitpferd noch ein altes Motorrad vom Typ D-Rad. Wenn mein Vater wegritt oder wegfuhr begleiteten ihn alle gerade anwesenden Familienangehörigen bis an die Haustür. Meine Mutter rief ihm immer dreimal „Mit Gott“ nach, was immer das bedeuten sollte. Ich fand es fürsorglich. Einmal standen gerade der Milchwagen und der Postwagen auf der anderen Straßenseite. Das Motorrad wollte partout nicht anspringen. Das interessierte offensichtlich den Herrn Menge, der wohl gerade ein Paket weggebracht hatte und nun weiterfahren wollte. Ich vergesse es nicht, wie er zum Motorrad blickend an den Milchwagen und nicht an den Postwagen gelaufen war. Mehrmals versuchte er mit einem Bein, auf die gewohnte Stiege zu treten und mit der Hand den gewohnten Griff zu fassen - bis er schließlich seinen Irrtum entdeckte. Das war ihm offensichtlich enorm peinlich. Man sah, wie er diese Selbstbeleidigung ganz schwer verkraftete.

Ein anderer Erinnerungslichtblick aus meiner Kinderzeit war unser Schräggegenüber-Nachbar Coja. Bäckermeister Coja war schon sehr alt. Die Bäckerei - die übrigens heute noch existiert - hatte er schon lange an Familie Starck verpachtet. Dort, nur dort, kauften wir aus Nachbarschaftsrücksicht unser Brot. Dabei schmeckte mir das Brot überhaupt nicht. Ich kaute so lange darauf herum, bis es total sauer wurde. Dann musste man es nur schaffen, ohne Aufsehen zu erregen, den Kaukloß unter den Küchen-

tisch zu bringen, wo unser Schäferhund mich meist lautlos von dem Übel befreite. Jedenfalls schenkte mir der Herr Coja, ganz kurz bevor er starb, ein schönes Buch vom Befreiungskrieg 1813/14. Er hatte es als Belohnung in seiner Soldatenzeit selbst mal geschenkt bekommen. Erst waren es die Bilder darin, die mich erfreuten, dann habe ich auch öfter darin gelesen. Ich erfuhr darin von der Waffenbrüderschaft der Preußen und Russen. Zar Alexander und General Diebitsch kamen darin als preußische Verbündete vor. Ein Bild „Baschkiren in Berlin“ - das sind Tartaren in russischen Diensten - habe ich mir so oft angesehen, dass ich es aus der Erinnerung malen könnte, wenn ich malen könnte. Auch die großen deutschen Reformer des 19. Jahrhunderts waren in dem Buch behandelt: Stein, Albrecht von Thaer, Scharnhorst fallen mir ein. Mein Vater hatte mir an einem langen Winterabend aus Kugler-Menzel „Friedrich der Große“ vorgelesen, dass die Existenz Preußens im letzten Schlesischen Krieg nur durch den russischen Zar Peter III gerettet wurde. Das machte mir die Russen auch noch sympathisch.

Ich erinnere mich noch sehr genau, als die Nazis den Krieg gegen Russland begannen. Die Nachricht kam im Radio. Meine Eltern machten auf dem Kanapee im Kinderzimmer eine Ruhepause. Ich lag obendrauf und behinderte die Pause etwas. Da sagte mein Vater, nun werden wir ganz sicher den Krieg verlieren. Diese Geschichte geht noch weiter. Wir hatten am Tag zuvor Einquartierung. Als Soldatenfamilie nahmen wir immer Einquartierung, wenn's ersucht war. Die Einquartierung - meist zwei Soldaten - schliefen im Kinderzimmer - ich war dann ausquartiert. Nun war die Einquartierung wieder fort und das Kanapee wieder frei. Die Wand hinter dem Kanapee war von einem großen schwarzen Samtvorhang geschützt, auf dem mit Ölfarbe ein kitschiges Alpenbild mit Bach und röhrendem Hirsch gemalt war. Auf meinen Eltern liegend sah ich plötzlich, wie ockerfarbene Steine im Bach wegliefen. Das sagte ich meiner Mutter, die sicher mit „Du spinnst wohl“ reagiert hat. Schließlich entdeckte sie, dass die laufenden Steine Wanzen waren. Nun war plötzlich Alarmstimmung angekommen. Mein Vater kannte diese Art Haustiere wohl schon, er holte sofort den Hammer und klopfte alle Tapetenleisten ab. Es waren schon viele Dutzend dieser Minischildkröten da. Die Gegenaktion mit dem Hammer war erfolgreich.

Wenn man so unbekümmert in die Computertastatur hinein erzählt, kommt man leicht vom Thema ab, das hier russisch sein sollte. Ich wollte nur sagen, dass mein Elternhaus russenfreundlich war. Ein Bruder meiner Mutter - Onkel Tust - war vor dem ersten Weltkrieg als Jäger in der Wehrpflicht. Jäger waren eine Unterart der Infanterie. Als nach Sarajewo die Situation zu Russland gespannt wurde, musste er an der östlichsten Ecke von Ostpreußen zur Sicherung des Zolls Dienst tun, das heißt Wache

schieben. Mit den gegenüberliegenden Russen hatten sie freundschaftlichen Kontakt. Als der Krieg ausbrach, hatten dies die Russen leider früher erfahren als die Deutschen. Jedenfalls wurde mein Onkel so einer der ersten Kriegsgefangenen in Russland. Er und ein paar Kameraden kamen nach Sibirien in ein kleines Bauerndorf zur Arbeit. Es wäre die schönste Zeit seines Lebens gewesen, schwärmte Onkel Tust immer wieder. Wenn er keine Braut in Deutschland gehabt hätte, wäre er dort geblieben. Mitschuld an seiner guten Situation war wohl sein frühes Rheumaleiden. Dadurch konnte er besser als die robusten Russen spüren, wenn schlechtes Wetter aufzog. Wenn das vor einer Ernte war, trieb er alle zur Eile an. Das führte nach solchem Wettersturz immer wieder zur Bewunderung.

Als ich dann im Kriege die russischen Kriegsgefangenen bei unseren Bauern sah, hatte ich viel Herz für die Pleniks (=Gefangenen), eben weil es gerade verboten war, für Kriegsgefangene Herz zu zeigen. Sie durften nie zusammen mit am Tisch der Bauern essen. Man sprach mit ihnen kaum. Ihre Sprache verstand man ohnehin nicht. Bei uns gab es vorwiegend russische Kriegsgefangene und nur noch ein paar Franzosen. Leider gar keine Engländer und Amis, mit denen ich gerne meine englischen Schulkenntnisse erprobt hätte. Dann gab es in manchen Geschäftshaushalten, in Gaststätten und Gärtnereien zum Beispiel, arbeitsverpflichtete Mädchen aus der Ukraine, einige auch aus Polen. Denen ging es auch nicht besser als den Kriegsgefangenen.

Als ich einmal in den Ferien in Zanderbrück - dem Heimatort meines Vaters - war, fand ich auf dem Großelternhof und dem Hof einer Tante je einen russischen Kriegsgefangenen vor. Der bei meiner Tante war ein netter junger Kerl, hieß Niklas, war Russe; stammte aber aus der Ukraine. Er hatte bei meiner Tante viel Freizeit. Wir haben beieinander gesessen und beide bedauert, dass wir uns nicht verstehen können. Nun beschlossen wir, uns gegenseitig die unbekannte Sprache beizubringen. Das war nicht viel anders als die Korrespondenz mit einem Baby. Aber es klappte nachhaltig. In den langen Ferien hatte ich schon viele Worte russisch gelernt. Ich war damals vielleicht 12 Jahre alt. Nun interessierte mich plötzlich die russische Sprache sehr. Ich suchte nach Büchern, um russisch zu lernen; aber fand für die Größenordnung meines Taschengeldes nur Taschenbücher wie „Russisch für Landser“. Zwei oder drei verschiedene hatte ich gekauft und damit gelernt. In allen kam „ruki wjerch“ vor, „Hände hoch“. Was ich damals an Russisch lernte, war nur phonetisch. Ich nutzte bis zum Kriegsende jede Gelegenheit, mit Pleniks zu sprechen, wenngleich man das nicht zu öffentlich machen durfte. Diese meine Sprachbrocken erwiesen sich nach dem Einmarsch als außerordentlich nützlich, denn es gab unter den Deutschen damals sehr wenige Russischkenntnisse. Vielleicht

habe ich deswegen eigentlich nie persönliche Schwierigkeiten mit Russen gehabt. Sie waren mir gegenüber ausnahmslos zugänglich. Schon damals habe ich es gelernt, ganz generell zwischen den russischen Menschen und der Sowjetmacht zu unterscheiden.

Als ich dann später in der Schule Russisch lernen musste, sträubte sich in mir alles dagegen, weil das eine sowjetische Machenschaft war. Inzwischen etwas vernünftiger geworden, bedaure ich mein damaliges Sträuben sehr. Trotzdem hat die Schule mir wenigstens die kyrillische Schrift und ein paar elementare Grammatikformen beigebracht. Die billigsten Bücher und vielleicht auch die einzigen, die es etwa ab 1947 in Strausberg gab, waren russische als deutsche Übersetzungen. Ich kaufte mir Einiges von Puschkin, Gogol und Gorki, las gern darin und lernte den mir ja bereits bekannten seelischen Tiefgang der Russen schätzen. Die russischen Schriftsteller zeichnen von den handelnden Personen die Seelen bis hin sowohl zu den zartesten Saiten als bis in düsterste Abgründe nach. Trotz aller antisowjetischen Einstellung habe ich auch manchen guten sowjetischen Film gesehen. Wer fliegende Cremetorten oder wer britische Kitzelwitze nicht mag, findet zum Beispiel in „Die Kraniche ziehen“ manchen Gleichklang mit seiner Seele. Auch als mein Vater dann im sowjetischen Lager umgekommen war, änderte ich meine Sympathie zu den Russen nicht; aber mein Hass gegen alles Sowjetische und Staatskommunistische wurde sehr groß.

Ich habe 1959 meine Hochzeitsreise nach Russland gemacht und habe dabei in Kiew, Odessa, Jalta, Batumi und Tiflis menschlich nur Positives erlebt. Da es für mich nach Ende des Sowjetregimes nun wieder möglich war, fuhr ich kürzlich mit meiner Frau und meinem Sohn nach St. Petersburg und Nowgorod. Ohne meine, wenn auch mangelhaften russischer Sprachkenntnisse wären beide Reisen weit weniger interessant gewesen. Beruflich hatte ich öfter mit Russen zu tun, auch in Westdeutschland.

Obwohl ich gewiss nicht kompetent dafür bin, möchte ich hier ein Charakterbild des Durchschnittsrussen - oder sagen wir besser mein Bild davon - darlegen. Russen sind mehr Gemeinschaftsmenschen als wir Deutsche. Vielleicht liegt das an den schon ewig beengten Wohnverhältnissen in den Einraumbauernhäusern und erst recht in den Städten. Auch die starke Gläubigkeit spielt eine Rolle. Sie sind sehr für Kontakte zwischen den Menschen zu haben. Gerade Fremde werden mit viel entgegengebrachter Freundschaft behandelt. Reserviertheit und Skepsis uns Fremden gegenüber habe ich bei Russen, auch bei den Süd- und Kaukasusrussen nie empfunden. Russen öffnen ihre Seele leichter als wir zum Beispiel. Wie bei Italienern sehr häufig gestalterische Talente vorhanden sind, weil sie alle in einer von Formästhetik geprägten Umgebung aufwachsen, so bringt die seelisch

tiefgehende russische Kultur viele empfindsame und musische Menschen mit sich. Etwas Trauriges liegt in der russischen Seele. Das empfinde ich zum Beispiel auch wieder bei den vielen bei uns jetzt auftretenden russischen Straßenmusikanten. Sie können spielen was sie wollen, es hört sich immer etwas traurig an. Für die Zigeunermusik südrussischer Stämme gilt das vielleicht etwas weniger. Ob die Traurigkeit mehr aus der wenig gegliederten russischen Landschaft kommt oder mit der geschichtlich schon ewigen Unterjochung der Russen zusammenhängt, wird nicht zu klären sein. Der Russe ist - nach Obigem erklärbar - kein Einzelkämpfer, dazu fehlt es ihm an einer Art, die wir Mut nennen. Mutig zeigt er sich aber in Gruppen und leider auch unter Alkoholeinfluss, was bekanntlich vor Sturmangriffen im Krieg ausgenutzt wurde, indem dann immer Wodka verteilt wurde. Sehr heilig ist dem Russen die Gastfreundschaft.

Dazu fällt mir eine selbst erlebte Geschichte ein. Wie ich noch an anderer Stelle schildern werde, reparierte ich schon als junges Bürschlein Radios. Das hatte sich auch bei den in Strausberg stationierten Russen herumgesprochen und ich hatte da manche Kunden. Einmal, ausgerechnet am Vorabend eines 1. Mai, war auf dem Strausberger Flugplatz die Verstärkeranlage ausgefallen. Ein paar Russen kamen mit dem Jeep und holten mich ab. Sie glaubten, ich könne ihnen helfen. Ich glaubte das zunächst nicht. Es war eine große alte Verstärkeranlage noch aus Luftwaffenzeiten. Sicherlich hatten sie die Anlage zu lange und zu laut grölen lassen. Als ich darüber nachdachte, was dadurch ausgefallen sein könnte, fand ich wider Erwarten den Fehler und konnte ihn beheben. Ich weiß nicht mehr was es war. Jedenfalls waren die Russen - viel mehr noch, als mich abgeholt hatten - in Hochstimmung über die gelungene Reparatur. Sofort wurde Wodka herangeholt und es wurde gefeiert. Nur ich - die Hauptperson bei der Feier - wollte keinen Alkohol. Ich hatte wohl noch keine Schularbeiten gemacht, denn sonst war ich auch als Junge nicht gegen Wodka eingestellt. Da wurden die Gastgeben schnell böse. Ein paar griffen mich, legten mich auf einen Tisch und füllten mir den Wodka aus einer Flasche direkt in den Hals. Wenn ich nicht geschluckt hätte, wäre ich erstickt. Durch diese Erfahrung belehrt, habe ich russische Gastfreundschaft nie wieder verletzt.

Beobachtet habe ich noch eine Äußerlichkeit: Unsere Landsleute haben meist gerade bis zur Hakennase konvex gekrümmte Nasen. Bei den Russen, die Südrussen und Turkrussen ausgeschlossen, findet man verbreitet gerade bis konkav gekrümmte Nasen - bei uns Himmelfahrtsnasen genannt. In Bahnen oder Wartesälen fiel mir auf, dass viele Russen in Lehrbüchern oder technischen Büchern studieren. Es gab und gibt solche Bücher zwar in schlechtester Papierqualität, aber als Massenware auch billigst. Aber schließlich muß der innere Drang zum Lernen auch da sein. Vielleicht hat sich die Erkenntnis „Wissen ist Macht“ oder „Wissen macht frei“ so weit

verbreitet. Der Bildungsstand der Russen ist hoch. Jetzt in Petersburg wunderten wir uns darüber, wie verbreitet englische Sprachkenntnisse sind. Die Breitenbildung der Russen war ein großes Anliegen von Zar Peter dem Großen. Mein verehrter Lehrer Walter Mendelsohn hat früher schon von der russischen Armee ausgebildeter Wissenschaftler berichtet. Bei solchen Massen ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich darunter Genies entwickeln, eben größer als bei uns.

Als ich gleich nach dem Einmarsch 1945 im Walzwerk mit bei der Instandsetzung der Dampfmaschine war, ich will noch näher darüber schreiben, hatte ich mich mit einem der Wachsoldaten befreundet. Er war noch sehr jung und gab mir die Möglichkeit, viel russisch mit ihm zu sprechen. Seine Freundschaft war sicherlich sofort total. Eines Tages kam er mit einer ihm genau passenden kompletten SS-Uniform an, was mir irgendwie höchst suspekt war. Er hatte seine einfache Freude dran. Vielleicht war es schon der nächste Tag, da zeigte er mir ein schönes Fahrrad, mit dem er seine ersten Fahrversuche machte. Ich hatte mein Fahrrad ja kurz zuvor als Kriegsbeute verloren und hätte auch gerne wieder ein Fahrrad gehabt. Das habe ich ihm leider gesagt. Daraufhin öffnete er das verschlossene große Blechtor von der Tack'schen Fabrik zur Elisabethstraße hin. Als er eine Frau anhielt und sie vom Fahrrad zu zerren versuchte, ahnte ich Schlimmes, verschwand und versteckte mich irgendwo im Walzwerk. Ich war ratlos, was ich tun sollte. Als ich ein paar Tage später auf der Kommandantur in der Predigerstraße war, wo was abzuholen war, rief mir mein schneller Freund aus einem Kellerfenster was zu. Er war dort sicherlich eingesperrt. Ich bin weggegangen, weil mir alles so unbegreiflich peinlich war und vielleicht auch, weil ich Probleme für möglich hielt. Was für ein schlechter, weil berechnender Freund ich war, ist mir oft durch den Kopf gegangen. Ich sah den kleinen Russen nie wieder:

Unmittelbar nach dem Einmarsch parkte in der Carl-Lehnert-Straße gegenüber unserm Garten eine Kolonne von etwa 5 bis 8 Zigeunerwagen auf dem freien Gelände hinter der Reinigung Schulz. Es war ein Werkstattzug, der mich interessierte und den mir die Russen auch gleich zeigten. In den Wagen waren Werkzeugmaschinen wie Drehbänke und Fräsmaschinen sowie Arbeitstische eingebaut. Es wurden dort Ersatzteile für die in Berlin noch kämpfende Truppe gefertigt. Ganze Motoren wurden repariert und ausgeschliffen. Ein Wagen enthielt einen Stromgenerator. Ich fand, das war toll organisiert, wie wahrscheinlich bei allen Heeren. Natürlich waren es wieder meine Russischbrocken, die die Besichtigung ermöglichten. Die Russen des Werkstattzuges - das waren uniformierte Soldaten - hatten in ihrem Materialwagen einen großen Berg von Motorradluftpumpen. Weil mir die irgendwie gefielen, schenkten sie mir eine, die mir später gute Dienste bei der ewigen Fahrradschlauchflickerei leistete.

Da fällt mir ein, dass die Russen unmittelbar nach dem Einmarsch auch eine kleine Truppe mit Kamelen in Strausberg hatten. Die Kamele grasten im Postbruch etwa einen Tag lang. Das interessierte mich. Ich hatte auch gleich wieder Kontakt und habe bei der Gelegenheit Kamelmilch kosten dürfen - wenn's mich auch sehr geekelt hat.

Jeder, der in der DDR gelebt hat, kennt die roten Ecken, die in allen volkseigenen Betrieben und in allen Bürodienststellen eingerichtet wurden. Diese meist im Eingangsbereich mehr oder weniger pompös installierten Ecken enthielten ein Bild von irgend einer roten Größe wie Ulbricht, Lenin oder dergleichen, manchmal noch einen sozialistischen Phrasenspruch, und waren drapiert mit roten Fahnen. Die Bevölkerung lächelte über diesen russischen Kulturimport und glossierte:

„Händchen falten, Köpfchen senken, immer an die Einheit denken“. Als ich jetzt im Mai in Nowgorod war, fand ich in einem russischen Bauernhaus gegenüber dem großen Hausofen eine Eckkonsole mit einer einfachen Ikone. Diese Eckkonsole wurde als schöne Ecke bezeichnet. Rot und schön ist im Russischen das gleiche Wort. Schöne/rote Ecken soll es in allen russischen Bauernhäusern diagonal gegenüber dem Ofen geben.

Die Dampfmaschine

Die 1945er Stempelkarte vom Arbeitsamt hatte ich aufgehoben. Bei meinem Abschied aus Strausberg ging sie mir leider verloren. Ein Tagebuch hatte ich nicht geführt. So habe ich jetzt Probleme zu sagen, ob es der 24. oder 25. April war, als ich morgens zum Arbeitsamt lief. Ich glaube, wir waren noch nicht aus unserm Haus vertrieben. Die Erinnerungsbilder und Szenen sind ganz klar; aber die zeitliche Zuordnung macht nach über 50 Jahren doch Schwierigkeiten. Ich nahm den Weg über die Ritterstraße, die heutige Georg-Kurtze-Straße, weil der ein wenig kürzer als über die Große Straße war. Ich wunderte mich schon, als ich beim Pulverturm einbog, dass auf der Ritterstraße so viele Russen und Russenjeeps standen. Ich kümmerte mich nicht darum. Als ich den Berg ziemlich oben an der Predigerstraße war, kamen plötzlich zwei Russen mit Gewehr auf mich zu. „Poidjom“, was so viel heißt wie „komm mit“ sagten sie und das war ernst. Sie führten mich in einen nahe liegenden Keller. Als ich mich an die Dunkelheit dort gewöhnt hatte, fand ich schon viele Leute in diesem Keller, von denen ein großer Teil ziemlich erbärmlich jammerte. Ich erfuhr von meinen Leidensgenossen, dass in der Ritterstraße heute früh ein russischer Offizier erschossen worden sei und nun nach dem Täter gesucht wird. Wenn er bis zum Abend nicht gefunden ist, sollen die Leute im Keller zur Abschreckung erschossen werden. Mir hatten die Russen bei der Einlieferung in den Keller nichts gesagt und bei den Leuten war das alles vielleicht auch nur Spe-

kulation. In der Grundstimmung war ich optimistisch, aber ich rechnete trotzdem mit allem, denn ich wusste ja, wie das im Krieg so geht mit Geiseln. Vor allem gab es da einen anhänglichen Kollegen meines Vaters, der uns zwei- oder mehrmals besuchte, wenn er Urlaub hatte. Seinen ausführlichen Berichten hörte ich immer interessiert zu. Er war in einer Polizeitruppe bei Pinsk eingesetzt, wo die Deutschen besondere Probleme mit den russischen oder ukrainischen Partisanen hatten, die ständig die Eisenbahnstrecke durch die Pripjetsümpfe sprengten, wo der deutsche Nachschub rollen sollte. Er erzählte sehr ausführlich über seine Aufgaben und Tätigkeiten dort. Die Zivilbevölkerung musste dauernd für Geiselszwecke erhalten, weil die Partisanen schwer zu fangen waren. Dass ich mir keine Illusionen machte, lag auch an einem schrecklichen Bericht eines zweiten Bruders meiner Mutter, der als Polizeioffizier in Rotterdam stationiert war. Einmal musste er in Berlin ein Chiffriergerät abholen und dabei besuchte er uns. Er erzählte ganz Feuer und Flamme von seiner blutigen Arbeit über eine Fahrt mit dem gepanzerten Fahrzeug durch Rotterdam, wo damals Versammlungssperre ausgerufen war. Es wurde jedenfalls mit dem Maschinengewehr links und rechts in die Passanten geschossen, wenn zwei oder mehr zusammenstanden. Die Schilderung war so schlimm, dass meine Mutter hinausging und sich übergeben musste. Wir haben von Stunde an diesen Onkel aus unserem Beziehungskreis gestrichen und nie wieder Kontakt mit ihm gehabt. Aber das machte die Menschen in Rotterdam nicht wieder lebendig und der Hass auf die deutschen Besatzer war uns verständlich. Ich will bei Weitem nicht allen Deutschen unterstellen, viel von den verbrochenen Grausamkeiten gewusst zu haben. Wir hatten schon mehr Informationen als andere. Natürlich von den Massenmorden in Konzentrationslagern wussten wir auch nichts Konkretes.

Ich war mit solchen Gedanken beschäftigt und dadurch eigentlich ganz ruhig in dem Keller an der Ritterstraße. Man hatte ja schließlich auch in den vergangenen Tagen den Tod schon öfter ganz nahe gespürt und gar nicht mehr so großen Respekt davor. Ob das nun schon so eine Art von Fatalismus war, frage ich mich heute. Ich denke, dass ich auch damals wenigstens ein bisschen glaubte, es wird schon wieder gut gehen. Tatsächlich ging es gut. Es dauerte auch gar nicht lange, dann wurden wir alle ohne Kommentar aus dem Keller herausgelassen und ich konnte meinen Weg zum Arbeitsamt fortsetzen. Es waren ja nur noch ein paar Schritte. Später hörte ich, dass der russische Offizier sich in Selbstmordabsicht selbst in die Schläfe geschossen hatte; er war aber nicht tot. Das ganze angeblich wegen eines deutschen Mädchens.

Als ich zum Marktplatz einbog, sah ich vor dem Roxy schon einen Russen-Lkw und wieder Russen mit Gewehr stehen. Statt in die Stempelstelle

hineinzugehen, musste ich auf den Lkw steigen, auf dem schon ein knappes Dutzend Männer waren. Genau wie kurz zuvor alles ohne Kommentar. Der Lkw fuhr mit einem Russenbewacher sofort los. Es war so, als hätte man nur noch auf mich gewartet. Der Lkw fuhr zur Großen Straße und hielt vor dem Haus mit dem runden Torbogen gegenüber der alten Apotheke. Dort mussten wir schon absteigen und im Hof warten. Früher war dort die Bier-niederlage einer Berliner Brauerei. Der Russe ging in ein Hofgebäude - wir sahen, dass es ein beachtliches Wehrmachtsverpflegungslager war. Er kam für jeden mit einem Päckchen (ca. 500 Gramm) Reichs-Dauerbrot heraus. Reichs- war meine Ergänzung, weil auf dem Päckchen ein Hitleradler mit Hakenkreuz war. Das fing ja nun wirklich gut an und heute kann sich ge-wiss niemand vorstellen, was dieses Himmelsgeschenk damals bedeutete. Dann fuhren wir weiter bis in die Elisabethstraße und dort war an der frühe- ren Tack'schen Schuhfabrik schon das Blechtor geöffnet, in das wir einfuhren. Wir stiegen an einem Nebengebäude zwischen Fabrik und Eisenbahn-schiene aus, wo uns ein Herr erwartete, der Willy Bochow hieß. Er war ein gewandter netter Mann zwischen 40 und 50 und zuvor für die MWE (Mär-kischen Elektrizitätswerke) tätig. Er eröffnete uns, dass die russische Kom-mandantur im evangelischen Pfarrhaus unbedingt elektrischen Strom haben möchte und dass in dem Nebenhaus, vor dem wir standen, sich eine alte Dampfmaschine mit Generator befindet, die vielleicht 20 Jahre nicht mehr in Betrieb war und die wir wieder zur Funktion bringen sollten.

Man hätte keine ausgesprochenen Fachleute, aber wir würden das schon bringen. Nun haben wir uns mal gegenseitig vorgestellt. An Namen kann ich mich kaum noch erinnern. Wahrscheinlich war Franz Krüger dabei, der spätere Chef der Strausberger Eisenbahn bzw. Straßenbahn und der Elektriker Eisemann, der ganz kurz danach unter unglücklichen Umständen von einer Russenwache am Walzwerk erschossen wurde. Ich hatte beide zu der Zeit erst kennen gelernt und das kann nur an der Dampfmaschine gewesen sein. Wir verteilten dann die Rollen und inspizierten die Dampfmaschine. Letztere sah eigentlich sehr schön aus, wenn vielleicht auch etwas altertüm-lich. Die Dampfmaschine und der Generator waren wunderbar schwarz lackiert. Rückblickend schätze ich das Ganze als eine 1 MW-Maschine ein. Imponierend war eine Schalttafel aus weißem Marmor mit vielen hoch-glanzverchromten Instrumenten. Am imponierendsten war mir allerdings das riesige Schwungrad der Dampfmaschine, über das mehrere Seile als Treibriemen zur Generatorwelle liefen. Das Schwungrad war fast so hoch wie das ganze Gebäude. Herr Bochow erklärte einem Herrn Rother, der zuvor Ingenieur im Walzwerk war, zum Chef der Gruppe. Ich war als der Lehrling zu Hilfsdiensten und zum Kaffeekochen eingeteilt. Es gab natür-lich keinen Kaffee, aber allerhand Muckefuck-Vorrat in der gegenüberlie-genden großen Küche, die dann mein Reich war. Die Küche war im Erdge-

schoß der Schuhfabrik, vielleicht zuvor als Hilfsküche oder Frühstücksküche verwendet; aber dahinter waren schon Säle mit Fertigungsmaschinen für Gewehrpatronen. Diese Maschinsäle waren durchgängig zum daneben befindlichen eigentlichen Walzwerk. Die Patronenmaschinen waren wie gerade abgeschaltet. Sie waren noch voller Blättchen-Pulver, das ich von meinem Vater her schon gut kannte. Die Küche und Nebenräume habe ich sofort gründlich nach Essbarem untersucht. Ich fand nur eine Riesendose mit dem Muckefuckpulver (Kaffeeersatz) und eine mit Salz, allerdings Riesenmengen an dünnen braunen Emailleschüsseln und auch gute Kochtöpfe. Am nächsten Tag entdeckte ich noch eine dunkle Ecke in einer Kammer mit einer allerdings auch recht kleinen Ansammlung von Kartoffeln. Ich habe davon ein oder zweimal Pellkartoffeln für die Leute kochen können. Da gab's ein großes Hallo. Von dem Dutzend Leuten, die mit dem LKW gekommen waren, hatte Herr Bochow noch einige wieder mitgenommen. Er wollte die Stromleitung zur Kommandantur schalten und teilweise legen.

Unser Ingenieur Rother war ein sehr netter Kerl, hatte aber ein anderes Metier und darum kaum Ahnung von der instandzusetzenden Maschine; eher von deren Elektrotechnik. Als bester Spezialist entpuppte sich ein früher in Berlin tätiger Heizer. Seinen Namen bekomme ich leider nicht mehr zusammen. Der machte sich gleich über die Dichtungen der Dampfleitungen, Ventile und Wasserstandgläser her. Er meinte, die wären nach so langer Betriebsruhe gewiss spröde und unbrauchbar geworden. Im Maschinenraum gab es noch einen guten Service-Werkzeugsatz und auch einige Platten Klingerith, das ich damals als idealen Dichtwerkstoff kennenlernte. Der Heizer schnitt mit einem vorhandenen Kreisschneider Dichtung nach Dichtung aus den Klingerithplatten. Das war sehr interessant. Die anderen schraubten die zugehörigen Armaturen ab und dann mit neuen Dichtungen wieder an. Ich putzte die Maschine, das heißt, ich wischte den 20-jährigen Staub ab. Ich sah natürlich auch zu, mich mehr in die Küche zurückzuziehen, wenn die Arbeit zu schmutzig wurde. Am nächsten Tag war dann noch ein Lehrling hinzugekommen. Er hieß Raimund van Dyke. Ich verstand mich gut mit ihm und dann haben wir eigentlich mehr gespielt als gearbeitet. An eine beinahe verhängnisvolle Spielerei erinnere ich mich noch mit Schrecken. In einem Walzwerkbüro hatten wir alte Tintenfässer gefunden, die einen herausnehmbaren Kegel für die Aufnahme des Federhalters hatten. Diesen Kegel konnte man umgekehrt auf das Tintenfass stülpen, dann sah das mit etwas Fantasie wie ein Vulkan aus. Wir füllten die Tintenfässer mit Blättchenpulver und brachten das Pulver mit einem Brillenglas und der Sonne zur Entzündung. Das geschah wegen der benötigten Sonne draußen neben dem Dampfmaschinenhäuschen. Zwar zersprang das eine oder andere Tintenfass vor Hitze, aber die funkensprühenden Vulkanausbrüche sahen

doch sehr schön aus. Da wo wir unsere Vulkane sprühen ließen, waren leider - wie wir später erst merkten - zähflüssige Lachen aus schon eingetrocknetem Nitrolack. Diese Lacklachen brannten plötzlich. Erfreulicherweise waren die russischen Bewacher sofort zur Stelle und begannen wie wir auch mit Ästen die Lachen zu löschen. Dass dabei brennende Lackteile wegflogen, merkten wir erst später. Und da sahen wir erst das riesige Lager mit Lackkanistern, was da stand. Mit dem Lack wurden im Walzwerk die eisernen Patronenhülsen rostfest gemacht. Messing gab es für Patronenhülsen schon lange nicht mehr. Viele Kanister waren wahrscheinlich von den Siegern aufgemacht und zur Probe auf den Inhalt teilweise ausgeschüttet worden; daher die Lachen. Nun brannten mittlerweile die Lackspritzer schon auf vielen Kanistern und es waren ja auch offene Kanister dabei. Jedenfalls grauste es uns nun sehr; aber mit der Hilfe der Russen, wurde das Feuer gelöscht und wir bekamen keine Prügel und wurden nicht mal ermahnt. Unsere Maschinenreparatureure hatten von dem ganzen Feuerwerk nichts mitbekommen.

Als ich dann am gleichen Tag noch in die Stadt laufen musste und ihnen noch mal Dauerbrot aus dem beschriebenen Lager bringen konnte, hatte das natürlich viel Freude bereitet. Dazu musste ich aber erst zur Kommandantur kommen, wo Herr Bochow schon war. Er hatte die Brotgabe wohl bewirkt. Dabei lernte ich den ersten Militärkommandanten von Strausberg kennen. Es war ein stattlicher Mann mittleren Alters, von Rang Capitan (=Hauptmann). Er war sehr freundlich, sah sehr kultiviert aus und stellte sich zu meinem großen Erstaunen vor, wie Tage zuvor der erste Sieger im Postbruch. Sein Name war deutsch und jüdisch zugleich. Er hieß wie ein mir damals schon bekannter russischer Musiker. Wenn ich die Eselsbrücken, die ich mir damals merkte, richtig deute, müsste er Rubinstein geheiß haben. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch in der Kommandantur Otto Langenbach kennen, den offensichtlich Willy Bochow schon kannte. Wie ich dann hörte, war er der neue Bürgermeister von Strausberg. Er sprach nicht viel, war kein Strausberger und sah kränklich aus. Ich weiß nicht, wo er herkam - ich meinte vielleicht aus einem KZ. Neben Herrn Rubinstein und Herrn Bochow wirkte er farblos. Später bin ich dann noch mal mit ihm in einem alten DKW-Meisterklasse unterwegs gewesen zusammen mit Herrn Bochow; aber ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit. Im Gegensatz zu dem freundlichen Kommandanten beachtete mich der Herr Langenbach gar nicht. Das machte ihn mir nicht sympathischer.

Jedenfalls dauerte es gar nicht lange, da lief die Dampfmaschine und der Generator lieferte gemäß den Instrumenten und der Aussage von Herrn Rother auch Strom. Nur kam der in der Kommandantur nicht an. Dafür glühte der Drahtzaun hinter der Schuhfabrik vor der Bahnstrecke. Die Lei-

tung war nicht angeschlossen und lag dort auf. Herr Bochow hat dieses Problem aber schnell lösen können und wir waren alle froh, wenn da nicht das neue Problem mit dem Öl gewesen wäre. Auf jeder Seite des riesigen Schwungrades, das sich eigentlich gar nicht so sehr schnell drehte, war je ein eimergroßes Ölglas anfangs noch halb voll Öl. Aber der Ölstand in beiden Gläsern sank zusehends. Herr Bochow wurde zur Hilfe gerufen, der wiederum bei den Russen nach Öl fragte, aber leider erfolglos. Die Russen meinten, dass irgendwo im Walzwerk ja wohl Öl sein müsste. Nun mussten wir alle im ganzen Walzwerk nach Öl suchen. So habe ich das Walzwerk von innen sehr gründlich kennengelernt. Es wurde alles Mögliche gefunden, aber kein Öl in der erforderlichen Menge. Da machte ich die Entdeckung, dass im oberen Stock der ehemaligen Schuhfabrik ein altes Materiallager ist, in dem auch viele Kanister und Fässchen standen. Bei der Gelegenheit muß ich von einer schlimmen Narretei berichten, die ich auf diesem Lagerboden anstellte. Auf einer Stechkarre stand dort eine große, offene Kiste mit Kugellagerkugeln - alle schön glänzend. Mich hat der Teufel geritten und ich habe die Kiste mit Kugeln an das ebenerdige Fenster gekarrt und dort hinuntergeschüttet. Unten war ein gepflasterter oder betonierter Hof zur Hegermühlenstraße hin. Die Sonne strahlte und die Kugeln glänzten wie eine hellweiße Wolke, als sie herab fielen. Ich schaute der Wolke fasziniert nach, denn das Gebäude der Schuhfabrik ist ja 15 bis 20 Meter hoch. Unten angekommen kam die Wolke wieder ein ganzes Stück der Fallhöhe zurück und es dauerte mir fast eine Ewigkeit, bis die Kugeln, die immer wieder nach oben reflektiert wurden, unten blieben und in alle Richtungen zerstieben. Ich meldete die Sache mit den gefundenen Kanistern, natürlich nicht die von den Kugeln.

Kurz bevor die beiden Ölstandsgläser dann ganz leer waren, entschied man sich für eine der auf dem Boden lagernden braunen Flüssigkeiten, die zwischen den Fingern einen recht öligen Eindruck machte. Es dauerte dann leider gar nicht mehr lange, da gab es einen gewaltigen Knall. Das vermeintliche Öl war nicht schmierend und tragfähig genug, es war wohl Bohrl. Die Schwungradwelle fraß sich fest und die gespeicherte Energie riss das Schwungrad aus seinem Lager. Durch die Rückwand des Dampfmaschinengebäudes brechend war das Schwungrad auf das damals noch unbebaute Land hinter den Bahnschienen geflogen. Der Traum vom Strom für die Kommandantur war also schnell ausgeträumt. Es dauerte auch nur wenige Minuten, dann rasten viele Russen mit Jeeps an und fluchten laut „Sabotage“. Ich hatte mich in guter Voraussicht der Dinge unter dem Herd in meiner Küche versteckt. Dort hörte ich dann viele Schüsse und auch Schreie. Die Russen hatten die ganze Mannschaft an die noch stehengebliebene Wand der Maschinenhalle gestellt und in die Wand geschossen, immer wieder „Sabotage“ gebrüllt und auch eingepregelt auf die Leute. Es ist

aber niemand erschossen worden. Allein der Herr Rother wurde eingesperrt. Seine Familie wohnte in der Walzwerkssiedlung. Er ist nie wiedergekommen.

Nach langer Zeit und als die Autos offensichtlich auch mit unseren Leuten abgefahren waren, habe ich mich vorsichtig aus meinem Versteck getraut. Zu meinem großen Erstaunen ließ mich ein russischer Wachposten aus dem Gelände heraus. Ich schlich mich ziemlich niedergeschlagen auf der Elisabeth-Straße in Richtung Zuhause. Das war inzwischen das Ausweichzuhause in der Dachwohnung von Rekowski. Unterwegs begegnete ich mehreren Russen, die mich alle ganz freundlich ansprachen mit „Woyna kaputt“ - der Krieg ist zu Ende. Das muß dann wohl der 1. Mai 1945 gewesen sein, als in Berlin die letzten Schüsse gefallen waren. Die Russen waren verständlicherweise übergücklich; aber ich konnte ihnen nicht nachfühlen. Für mich war schließlich der Krieg schon über eine Woche zu Ende und mein bzw. unser Zustand war nicht so zum Freuen. Am Abend dieses Tages gab es ein großes Feuerwerk nur aus Signalpistolen. Ich sah das gut aus unserem Dachgeschosfenster. Ich hätte nie gedacht, dass es so viele Leuchtpatronen gab. Ich war seelisch sehr geknickt wegen der Sache mit der nun zerstörten Dampfmaschine. Damals konnte ich mich noch nicht mit der erst späteren Erkenntnis trösten, dass jede Sache mehrere, wenigstens aber zwei Seiten hat, von denen eine - auch wenn man's nicht gleich erkennt - eine gute Seite ist.

Am nächsten Morgen machte ich mich auf die Suche nach Herrn Bochow, den ich bald traf und fragte, was ich nun tun soll. Inzwischen hatte Herr Bochow wohl die Stadtwerke Strausberg neu gegründet. Das Büro war zusammen mit einer kleinen Werkstatt in der Augustastraße. Dort sollte ich mich melden. Ein älterer Herr namens Quart war dort Bürochef. Ich kannte ihn, weil er neben seiner Buchhaltertätigkeit Biochemieprodukte vertrieben hatte. Als meine Schwester Gretchen Ende 1938 an Darmtuberkulose erkrankt war, die damals in Deutschland nicht geheilt werden konnte versuchten meine Eltern alles, was nur noch etwas Hoffnung machte, so auch Wunderheiler und Biochemie. Jedenfalls daher und weil Herr Quart oft im Laden von der Papierhandlung Strangmann auf der Großen Straße war, kannte ich ihn. Herr Quart war sehr nett zu mir, machte mir auch gleich so was wie einen Lehrvertrag als Elektrolehrling und ließ mich Additionskolonnen nachrechnen und das stundenlang und tagelang. Ich glaube, ich habe soviel Fehler gemacht, dass ich mehr Arbeit machte, als half. Dafür bekam ich nun als Lehrling ganz offiziell 50 Pfennig pro Arbeitsstunde und das in ehemaligem Hitlergeld. Wer hätte gedacht, dass dieses Hitlergeld noch mal gültig würde. Wir hatten mit Einführung von Rubeln gerechnet. Als ich in den ersten Tagen nach dem Einmarsch an der Strausberger Sparkasse neben

dem inzwischen ganz verrußten Pulverturm vorbeikam, sah ich dort große Geldmengen und vor allem Berge von Hartgeld auf der Straße liegen. Niemand kümmerte sich darum. Ich leider auch nicht. Herr Ouart hatte sich vorrangig mit der Personalbuchhaltung der Stadtwerke und mit dem damals auch noch anfänglichen Rechnungswesen zu befassen. Die Stadtwerke arbeiteten damals fast ausschließlich für die diversen Russendienststellen in Strausberg, indem vorwiegend sanitäre Reparaturen durchgeführt wurden. Strom gab es ja noch nicht. Herr Ouart machte für die Arbeit Rechnungen, aber die Bezahlung blieb immer offen, weil die Russen die Reparaturen für Reparationsleistungen hielten. Die Stadtwerke aber brauchten das Geld und bekamen ja keine Reparationsverrechnungen, von denen sie Lohn zahlen konnten. Das war ein ganz großes Problem. Inzwischen war im Stadtwerkbüro auch ein Herr Schröder, ein zuvor in Berlin tätiger Elektroingenieur. Er konnte mich auch nicht beschäftigen und das Addieren war mir sehr zuwider.

Da machte ich Herrn Ouart den Vorschlag, er soll mir mal so eine Rechnung an die Russen geben und ich möchte mit meinen paar Brocken Russisch versuchen, ob ich nicht Erfolg damit habe: Ich hatte gleich beim ersten Versuch Erfolg und brachte aus einem Russenhaus auf der anderen Seeseite den Rechnungsbetrag zurück. Das gab eine große Bewunderung. Die Additionskolonnen waren vergessen und ich war nun Kassierer. Ich bin in den Büros der Russen nie zurückgewiesen worden; allerdings war es oft nicht möglich, in die Dienststellen hineinzukommen. Es war mir interessant, dass alle russischen Büroangestellten mit den Kugelrechenbrettern Habakus rechneten und das sehr schnell. Wegen der Zutrittsprobleme brauchte ich unbedingt einen Ausweis oder einen allgemeinen Passierschein für die Russenkasernen, den Flugplatz, das zum Geschlechtskrankheiten-Lazarett umfunktionierte Gymnasium und die vielen kleinen Quartiere und Dienststellen in und um Strausberg. Willy Bochow - ein Organisationstalent - hat es wieder möglich gemacht. Er und ich waren beim Kommandanten verabredet und ich erhielt den gewünschten Schein, den mit einer russischen Schreibmaschine geschriebenen und reichlich gestempelten Propusk. Nun war ich vollbeschäftigt als Kassierer. Das Geld brauchte ich auch bald nicht mehr ins Büro zu bringen. Ich lieferte es täglich gegen Quittung in der Sparkasse am Pulverturm ab.

Nachdem die Dampfmaschine gestorben war, gab es noch einen zweiten Versuch zur Elektrifizierung der Kommandantur. Bei der Suche nach Öl im Walzwerk war in einem Nebengebäude am Bahnkörper ein Diesel-Stromaggregat gefunden worden. Bei den Stadtwerkern gab es einen Elektriker Berkahn. Ich kannte ihn flüchtig. Vielleicht war er bei den von Herrn Bochow abgezogenen Leuten, die sich um die Leitung zur Kommandantur

kümmerten. Er sollte nun das Diesel Stromaggregat in Betrieb setzen, dessen Motor aber nicht mehr ansprang. Da hat sich der arme Herr Berkahn, obwohl er ja kein Maschinist war, an den Motor herangemacht und der hat die sicher nicht ganz fachmännischen Reparaturversuche mit der völligen Aufgabe seiner Funktionsfähigkeit beantwortet. Das ist mir alles nur hintertragen worden. Jedenfalls soll Herr Berkahn, dem man nun erst recht Sabotage vorwarf, fürchterlich verprügelt worden sein. Er wurde von den Russen eingesperrt und ist aber später wieder freigekommen. Ich sah ihn dann mal; er war ein alter Mann geworden. Heute liegt er auf dem Strausberger Friedhof nicht weit von meiner Mutter begraben.

Alliiertengeld

Inzwischen interessierte mich dann die Elektrotechnik sehr. Das war ja nicht unbedingt nebenbei, denn offiziell war ich ja Elektrolehring. In dem Herrn Schröder, der in dem Stadtwerkebüro auch nicht viel zu tun hatte, fand ich meinen ersten Lehrer. Er schenkte mir ein älteres Werbebuch der AEG, die darin die Grundzüge der Elektrotechnik mit einfachen Formeln und vielen induktiven Abbildungen zusammengestellt hatte. Das war ein wunderbares Buch. Ich habe es erst kürzlich an einen jungen Mann in ähnlicher Lage - wie ich damals - weiterverschenkt.

Inzwischen hatte sich schon manches wieder zum Normaleren entwickelt. Wir konnten zurück in unser Haus. Dank Willy Bochow, der wieder zurück in die Energieversorgung gegangen war, gab es auch zumindest stundenweise wieder Strom. Was es gar nicht gab, waren Streichhölzer. Ein Feuerzeug hatten wir nicht in der Familie, weil mein Vater Zigarrenraucher war. Wir mussten das Feuer im Herd sehr pflegen, was andererseits knappes Brennmaterial kostete. So wollte ich als mein erstes elektrotechnisches Werk einen elektrischen Feueranzünder bauen. Ein Stückchen Nickeldraht hatte ich und nach dem mir nun bekannten Ohmschen Gesetz wollte ich einen Vorwiderstand dazu setzen, damit der Feueranzünder direkt an 220 V betreibbar wurde. Schließlich bekam ich irgendwo einen Widerstand mit dem errechneten Ohmwert gekauft. Dieser erstandene Widerstand in meinem Feueranzünder ging gleich bei dem ersten Betriebsversuch in Rauch auf. Ich hatte durch diesen Reifall ein für allemal gelernt, dass man bei der Elektrotechnik immer auch auf die Leistung achten muß. So war das misslungene Experiment trotzdem ein Gewinn. Ich baute gleich mit Erfolg einen Detektorempfänger und bald darauf mein erstes Radio, einen einfachen Einkreiser, den ich noch mit einem im Ofenfeuer erwärmten Kolben lötete, weil dauernd Stromsperrern waren und weil ich vielleicht auch noch keinen elektrischen LötKolben hatte. Das Radio gab gleich auf Anhieb Töne - wenn auch keine sehr lauten von sich. Mich hatte nun die Radiotechnik voll gepackt.

Es war überhaupt eine packende Zeit. Allen Leuten wurde nun bewusst, dass der Krieg vorbei war, dass sie lebten und weiter leben wollten. Überall wurde gearbeitet, erfunden, gebastelt und gehandelt. Es gab bald schöne Kochtöpfe und Schüsseln zu kaufen, die aus Stahlhelmen gefertigt waren; oder Heizplatten oder kleine Handwägelchen, wie man sie zu Hamstertouren über Land dringend brauchte. Ich war also Radiobastler geworden, wobei ich die Sache nicht nur experimentell, sondern auch theoretisch betrieb, denn ich war immer - auch erfolgreich - auf der Suche nach diesbezüglicher Literatur.

In der Großen Straße in dem früheren Eisenwarengeschäft Martini war inzwischen das Lager der von der Kommandantur gleich nach der Besetzung eingezogenen Radioapparate untergebracht. Eigentlich war es nur der Rest dieses Lagers. Was gut war, hatte längst schon seine Freunde gefunden. Walter Weber war der Lagerverwalter. Das Lager und Walter Weber gehörten zu den Stadtwerken. Mich zog's durch die Radios sehr oft zu Walter Weber und wir waren bald recht befreundet. Walter Weber war ja auch ein netter, charmanter und hilfsbereiter Mensch. Viele Strausberger, die damals und später in Strausberg Sport trieben, werden ihn noch kennen. Er kümmerte sich vor allem um die Handballer. Jedenfalls fragte mich Walter Weber eines Tages, was mit dem Alliiertengeld geschieht, das ich bei den Russen kassiere. Während wir noch das Hitlergeld hatten, bezahlten die Russen mit einem anderen dem Dollar äußerlich ähnlichem Geld, das offiziell aber 1:1 mit der bisherigen Mark bewertet wurde. Ich erzählte, dass ich das Alliiertengeld täglich gegen Quittung bei der Sparkasse abliefere.

Ich weiß, dass es viele Gerüchte auf eine bevorstehende Währungsreform gab, die dann aber erst 1947 kam. Offensichtlich gab es noch viel Hitlergeld unter den Leuten und manche glaubten wohl - vergeblich übrigens - dass Alliiertengeld günstiger als Hitlergeld umgewertet würde. So tauschte ich das eingenommene Alliiertengeld dann zur Hälfte bei Walter Weber zum Kurs 1:2 in Hitlergeld um und lieferte es dann weiter wie gehabt bei der Bank ein. Die Quittung bestätigte nach wie vor die Markbeträge. Auf diese Weise sammelte sich bei mir dann eine ganze Menge Alliiertengeld an und ich konnte dann im Herbst meiner Mutter soviel Geld geben, dass sie zu den horrenden Schwarzmarkt Preisen Kartoffeln für den Winter und etwas Getreide einkaufen konnte. Ich selbst verbrauchte einiges Geld mit meinen Radiobasteleien. Inzwischen konnte ich mir sogar aus Altbeständen ein altes Vielfach-Messinstrument Multavi kaufen - eine Schiebelehre bekam ich dazu geschenkt. Beides habe ich heute noch. Wie die Mütter so sind, auch meine machte für ihren Sohn Reklame. Es kamen bald Leute, die ihr Radio von mir repariert haben wollten und manche wollten sogar ein

Radio von mir kaufen. Das sprach sich schnell herum und es kamen sogar oft Russen mit Radioreparaturen zu mir. Inzwischen hatte ich Max Rother in der Jungferstraße kennen gelernt. Max Rother war im Kriege Flugzeug-elektroniker auf dem Flugplatz und war dann bei Frau Wohlfahrt oder Wohlfeil untergetaucht. Beide heirateten später. Von ihm habe ich viel gelernt und er half mir immer, wenn ich mal mit einer Reparatur nicht weiter kam. Jedenfalls hatte ich Einnahmen aus dem Alliiertengeld und den anlaufenden Radioarbeiten. Ich vergaß noch zu erwähnen, dass mit dem Propusk vom Kommandanten Rubinstein für mich und meine Familie das Hungerproblem deutlich reduziert war. Ich hatte in meiner Kassierertasche immer ein altes Wehrmachts-Kochgeschirr, und bevor ich die Büros der russischen Dienststellen besuchte, war ich gewiss zuvor schon in der Küche. In der Zeit habe ich die typischen russischen Suppen wie Tshi, Soljanka und Borschtsch schätzen gelernt.

Weil ich eben von der Reklame meiner Mutter berichtete, die sie für ihren Sohn machte, muß ich noch eine nette Geschichte erzählen, die sich aber erst später ereignete, als es schon wieder Hühner gab - also vielleicht 1947. Wir hatten vor 1945 soviel Hühner, dass die produzierten Eier für die Familie reichten und wir alle 3 Wochen ein Huhn in Pfanne oder Topf hatten. Ab und zu bekam ein Huhn den „Zipp“, das ist wohl eine Wucherung. Es gab dann öfter ein Geräusch wie „zipp“ ab, fraß nicht mehr und wäre stets eingegangen, wenn da nicht eine „weise“ Frau im Hufenweg gewesen wäre, die bei solchen und anderen Gesundheitsproblemen gerufen wurde. Sie zog den Zipp mit etwas Hokuspokus und einem Küchenmesser dem kranken Huhn von der Zungenrückseite. Dann wurde etwas Fett auf die Zunge geschmiert und das Huhn fraß sofort wieder. Nach 1945 war die weise Frau nicht mehr da und als dann mal unser eines und dadurch besonders wertvolles Huhn an Zipp erkrankte, habe ich es eben ohne Hokuspokus selbst versucht, was ich der Frau abgesehen hatte. Das Huhn wäre ja sowieso eingegangen. Es hat aber geklappt. Ich habe dann noch viele Zippes in Strausberg abziehen müssen, weil meine Mutter meine neue Fähigkeit sehr populär machte. Ähnlich war es dann mit dem Kaninchenschlachten, wofür ich in der ganzen Nachbarschaft angestellt wurde. Dafür verlangte ich allerdings jeweils das Blut als Honorar. Geronnen und wie Leber gebraten schmeckte mir Kaninchenblut sehr gut - damals wenigstens.

Fahrrad

Schon im Sommer 1945 ging es mir besser als den meisten anderen. Aber ich vermisste doch sehr mein Fahrrad. Zu einem neuen zu kommen, war völlig ausgeschlossen. Darum sammelte ich überall Fahrradteile und Fahrradwracks, die man eigentlich ohne große Sucherei überall finden konnte.

Viele defekte Fahruntersätze waren damals von den Fluchttrecks, die vor der Kriegswalze durchzogen, einfach liegengelassen worden. Kriegsgerät und deutsche Uniformen lagen auch überall herum. Ich fing also auch noch an, in Sachen Fahrrad zu basteln und hatte bald ein ganz passables Fahrrad zusammen. Leider dauerte mein Glück nicht lange. Ich erhielt eines Tages, unterzeichnet vom Vorstand der Strausberger Post, einen Beschlagnahmebescheid über mein Fahrrad. Sicherlich hatte mich irgendein Neider angezeigt. Ich bin also hin zu dem Postvorstand, der sich als zugewandertes Männlein entpuppte, das mir eher einem Kriminellen als einem Postler ähnlich schien. Dieser Herr war wohl, wie in der Zeit so üblich, kurzerhand von den Russen als Postchef eingesetzt worden und brauchte Fahrräder, um die Postzustellung in die Außenbezirke realisieren zu können. Er redete viel und versuchte die sicherlich illegale Maßnahme zu erklären und zu beschwichtigen. Dabei wollte er sich mir auch erkenntlich erweisen und er erzählte mir, dass man von irgendjemand angegriffen, sofort mit den gespreizten Mittel- und Zeigefinger in die Augen des Gegners stoßen solle. Es gruselte mir vor diesem Mann, und weil ich seine Kriminalität fürchtete, gab ich ihm mein Fahrrad. Schließlich hatte ich inzwischen das Wissen, wie man wieder ein Fahrrad aus mehreren Wracks aufbauen kann.

Als ich sicherlich ziemlich bedrückt aus der Post gegenüber dem früheren „Café Kunze“ herauskam, traf ich Herrn Studienrat Walter Mendelssohn. Das war ein alter Oberstudienrat aus Strausberg, der aber als „Halbju- de“ in der ganzen Hitlerzeit isoliert war und dann wegen seines Physikstudiums im Walzwerk als Ballistikprüfer Verwendung fand. Ich kannte Herrn Mendelssohn durch meine Eltern, die ihn sehr bedauerten, da ausgerechnet er seinen einzigen Sohn für Hitler an der Front verloren hatte. Jedenfalls erzählte mir Herr Mendelssohn, dass sich einige Lehrer zusammengefunden haben, um wieder eine Oberschule in Strausberg aufzumachen. Es stand sogar schon ein Gebäude dafür zur Verfügung - nämlich die Villa Eckardtstein, in der im Kriege und zuvor Doktor Fenselau seine Praxis hatte. Herr Mendelssohn fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mitzumachen. So ist Leid und Glück so dicht beieinander. Wieder Oberschule war für mich wie ein Traum. Vaters Rat, einen Handwerksberuf zu erlernen, weil ihm jetzt die Mittel fehlten, galten ja nun nicht mehr. Ich hatte inzwischen gelernt, selbst für den Unterhalt zu verdienen. Außerdem war mir meine Kassierertätigkeit auch schon etwas über, denn es wurden immer weniger Aufträge, weil vieles inzwischen auf geschäftsüblichen Wegen verlief.

Ein Fahrrad brauchte ich natürlich trotzdem und ich hatte auch bald wieder eins zusammengebaut. Sehr problematisch war die Bereifungsfrage. Alle alten Schläuche waren porös. Die zerschlissenen Decken konnte man zwar mit besseren Stücken zumindest bei Wulstreifen unterlegen, aber die

Belastung für die Schläuche war dadurch noch größer. Ich versuchte es sowohl mit Streifen, die ich von herumliegenden Autoreifen schnitt als auch mit inzwischen käuflich erhältlichen Spiralfedern, die man hintereinander in die Wulstfelgen steckte. Beides war Krampf. Die Speichen starben damit schneller, als man sie ersetzen konnte. Es musste also weiter mit alten Schläuchen experimentiert werden. Milch sollte Gummi wieder elastisch machen. Es war gar nicht so leicht, ein paar Kubikzentimeter Milch für die Schlauchbeigabe aufzutreiben. Ich wollte ja unbedingt ins Oderbruch fahren, wo wir einen Bekannten hatten, der dicht bei der Zuckerfabrik Thöringswerder wohnte und vielleicht Beziehung zu Zucker hatte. Einmal habe ich es mit wenigstens 20-mal Flicken immerhin bis Prötzel gebracht. Ein anderes Mal war ich gerade zu Hause losgefahren, als ich Max Kunze - unseren berühmten Strausberger Konditor - vor dem Tabakladen Worms stehen sah. Dort war wie üblich in dem Papp- oder Sperrholzersatz der Schaufensterscheibe eine kleine Vitrine eingearbeitet. Es gab damals schon hin und wieder ein paar Zigaretten Marke Sondermischung. Vielleicht lag eine Zigarette in dem Vitrinchen. Ich schaute zu meinem Vorderreifen. Der Schlauch war aus einem der Schnitte im Reifenmantel gekrochen und bildete bereits einen Luftballon. In der nächsten Millisekunde knallte dieser Luftballon. Aber als ich wieder zum Vater Kunze blickte, war der ein ganzes Stück kürzer geworden. Vielleicht hatte er sich über den Knall erschreckt und ein bisschen gezuckt. Jedenfalls war das angerostete, ebenerdige Kellerraumgitter unterhalb des Worms'schen Ersatzschaufensters durchgebrochen und hatte Meister Kunze eine Etage tiefer gesetzt. Seitdem weiche ich übrigens allen Kellergittern oder begehbaren Eisenblechen aus.

Ich ließ mich nicht entmutigen und flickte und kombinierte Fahrradreifen, bis ich es einmal doch bis nach Beauregard im Oderbruch geschafft hatte. Ein Glas mit Melasse, die wenigstens etwas süß schmeckte, war die Ausbeute dieser Tour.

Einmal war ich mit meinem Fahrrad wieder mal in dem Radiolager bei Walter Weber. Ich stellte mein Fahrrad an die große Sperrholz-Ersatzschaufensterscheibe des früheren Martini-Ladens. Obwohl es nichts gab, wurde eigentlich wenig gestohlen und darum war es noch nicht üblich, Fahrräder anzuschließen. Die alten Moralvorstellungen hatten noch Wirkung. Als ich meine Erledigung hinter mir hatte, schwang ich mich auf das Fahrrad und fuhr die Große Straße hinunter. Noch vor der Müncheberger Straße fiel mir auf, dass mein Fahrrad sich nun irgendwie anders fuhr. Ich schaute hin -O- Schreck - ich saß gar nicht auf meinem zusammengebauten, sondern auf einem ganz neuen Fahrrad. Schnell fuhr ich zurück und stellte das versehentlich „entwendete“ Fahrrad wieder hin und nahm meins. In dem Moment sah ich einen russischen Offizier aus dem Laden kommen, sich auf das neue Fahrrad setzen und wegfahren. Mir saß der Schreck in den

Gliedern, als ich mir vorstellte, was hätte passieren können, wenn der richtige Fahrradbesitzer eine Minute - selbst nur ein paar Sekunden früher aus dem Laden gekommen wäre. Alle Fakten sprachen gegen mich, einen vermeintlichen Dieb. Mein Lebenslauf hätte ein ganz dunkles, bestimmt lebensveränderndes Kapitel bekommen, falls ich dann nicht einen weisen Richter gefunden hätte, der mir geglaubt hätte. Probleme gab es auch mit der Kleidung, insbesondere für mich, weil ich mit 13 Jahren schon so groß geworden war, dass mir nichts mehr passte. Zum Kriegsende hatten wir einen Textilienhändler kennen gelernt, der aus Ostpreußen geflohen war und nun Sachen aus seinem Fluchtgepäck verkaufte. Ich hatte da einen braunen Anzug bekommen, der aber inzwischen wegen der miesen Kriegsqualität des Stoffes schon verschlissen war. Es gab genug herumliegende Uniformen; auch in unserem Keller, in dem sich offensichtlich viele Soldaten in Desertion umgezogen hatten. Ich deckte mich reichlich ein und trug viele Jahre Uniformteile, was eigentlich auch nicht auffiel. Leider hatte ich an keinen Mantel gedacht, weil ja damals erst der Sommer kam. Das habe ich dann später nachhaltig bereut. Es dauerte noch viele Jahre, bis ich mir einen Wintermantel - und dann in Westberlin - kaufen konnte. Bis dahin habe ich einige Winter sehr gefroren, vor allem, wenn ich dann täglich morgens schon um 1/2 6 Uhr am Lustgarten auf die Straßenbahn wartete, um nach Berlin zu fahren. Die gute Seite dabei ist, dass ich mich heute immer noch freue, wenn ich einen eigenen warmen Mantel anziehe. Jedes mal denke ich an die durchfrorene Zeit.

Als wir wieder in unser Haus konnten, nachdem das russische Offizierkasino weiter gezogen war, fanden wir in unserem großen, - nicht abgebauten - Kleiderschrank viele Häufchen vor, da der Schrank offensichtlich mit der Toilette verwechselt war. Kleider waren mangels Klopapier benutzt worden. Das ließ sich alles wieder auswaschen. Im Kleiderschrank fand sich auch eine russische Militärunterhose aus Leinen, die mir genau passte. Oben und an den Beinen unten waren Bändchen zum Zubinden. Diese Hose war unverwüstlich. Ich habe sie viele Jahre lang getragen und mir dann zeitlebens vergeblich immer wieder eine leinene Unterhose gewünscht. Genauso unverwüstlich war übrigens auch der gewalkte Uniformstoff. Seit einigen Jahren bin ich wieder darauf zurückgekommen, indem ich bayrische Walkstoffjacken kaufe und sie dann durch Reduzierung manches Zierrats und Abbau der Hornknöpfe zivilisiere.

Frauen

Obwohl ich damals als 14-jähriger für dieses Thema nicht kompetent war, möchte ich dazu doch etwas erzählen. Nach dem Einzug der Russen fiel mir auf, wie viele deutsche Mädchen und Frauen russische Soldaten als Freunde hatten. Ich sah oft, wie sich Mädchen den Russen regelrecht anbo-

ten. Nur ein Teil dieser Erscheinung war Prostitution gegen Essbares.

Mir machten solche Bilder große Probleme, denn mein Frauenbild war noch die von den NS-Filmen idealisierte „Deutsche Frau“ und das „Deutsche Mädchen“. Rückblickend möchte ich dieses damalige Bild glossieren: Im Gegensatz zum Mann war die „Deutsche Frau“ ohne Sexualtrieb; dafür ersatzweise mit Kinderzeugungswillen und dies zumindest stimuliert durch den NS-Mutterorden, das Mutterkreuz. Als ich 1947 mit meinem Schulkameraden Benno Düllick schwarz über die Grenze nach Westdeutschland getrampt bin, habe ich ein paar Tage Ferien in Detmold erlebt, der Heimat meiner Mutter. Dort waren die Engländer, die ich insbesondere in der Silberbar in Hiddessen bei Detmold erlebte, wohin mich mein etwas älterer Cousin eingeladen hatte. Übrigens bei den Russen habe ich niemals soviel Siegerarroganz kennen gelernt, wie bei den englischen Besatzern. Die Erscheinung der sich den Besatzern hingebenden deutschen Mädchen war fast noch größer als in Strausberg.

Mich haben diese Bilder immer beschäftigt, denn schließlich wollte ich ja auch mal heiraten. So spekulierte ich über die Gründe dieses vermeintlich „undeutschen“ Frauenverhaltens. Not war schon erwähnt. Die Vergewaltigungen beim Einmarsch haben sicher auch manche Hemmungen beseitigt, vorwiegend in der sowjetischen Zone. Ich kenne aber auch Mädchen, die so geschockt waren, dass sie nie heirateten. Ein junger Ehemann beichtete mir mal, dass er durch die damalige Vergewaltigung seiner späteren Gattin unbeschreibbare Ehesexprobleme mit seiner Frau hatte. Es sind mir auch mehrere damalige Mädchen bekannt, die kurz nach ihrer Vergewaltigung schon einen russischen Freund hatten und dann später gute deutsche Ehefrauen wurden. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang auch der große Lebenshunger, der nach dem Kriege einsetzte. Die Tanzböden waren damals enorm besucht. Es gab aber zu wenig junge deutsche Männer. Viele waren gefallen und viele waren noch in Kriegsgefangenschaft. Auch so junge Bürschlein wie ich waren diversen Verführungsversuchen älterer Mädchen ausgesetzt. Mich haben die viele Arbeit und der Umstand geschützt, dass mir nachlaufende Mädchen auf mich abstoßend wirkten. Männer bereuen im Alter angeblich jede verpasste Gelegenheit. Ich bin froh, dass ich mein Leben mehr nach meinen Idealen gestaltete. Der Himmel hat mich dafür mit einer guten Frau belohnt, die ich mir natürlich auch in längerer Zeit erst suchen musste. Dabei konnte ich auch auf dieser Lebensseite Urteilsfähigkeit sammeln. Mit meiner Frau bin ich inzwischen fast 40 Jahre verheiratet. Unsere Wertvorstellungen stimmen wunderbar überein.

Die neue Oberschule

Dass ich nun wieder die Oberschule besuchen wollte, vermeldete ich in den Stadtwerken. Ich stieß auf viel Verständnis. Trotzdem war der Abschied nicht ganz leicht. Damals war es mir gar nicht bewusst, dass meine Stadtwerkezeit nicht viel länger als ein Vierteljahr dauerte. Sehr erlebnisreiche Zeit kommt einem viel länger vor. Die Schule hat also im Hoch- oder Spätsommer in der Eckardtsteinvilla neu begonnen. Zunächst waren nur 3 oder 4 Klassen in Betrieb. Von den 8 möglichen Oberschulklassen war das als größte Klasse die 5-te, also meine. Wir waren 10 Schüler. Über uns waren die 6-te mit noch wenigen und sogar noch die 7-te mit einem Mädchen und einem gerade aus Gefangenschaft gekommenen jungen Mann. Dass wir gleich in die 5-te Klasse kamen, war erfreulich, denn unser 4. Oberschuljahr bestand doch vorrangig aus Einsätzen, Fliegeralarmen und der schullosen Zwischenzeit. In unserer Klasse waren vorwiegend Schüler aus der Zeit vor dem Einmarsch: Rosemarie Schwager, Klaus Becke, Benno Düllick, Hans Kleinschmidt, Jürgen Peukert, Klaus Hantelmann und ich. Hinzugekommen waren aus der ehemaligen Mittelschule noch Renate Lemke und Wolfgang Kurzweg sowie Friedrich Böhm, der Sohn unseres aus Grünberg/Schlesien zugereisten neuen Pfarrers. Es fehlten die ehemaligen Alumnen, viele Berliner und auch etliche Strausberger, die nach der Flucht nicht wieder zurückgekommen waren. Nach heutigen Maßstäben wäre eine so schülerarme Schule wirtschaftlich nicht existenzfähig. Für uns war es aber eine einmalige Chance, viel zu lernen und das wollten wir ja alle. Die vergangenen Monate hatten uns erheblich gereift. Auch für die Lehrerschaft hatte mit dem Jahre 1945 ein neues Leben begonnen und sie gaben sicher alle ihr Bestes.

Bei dem schon erwähnten Oberstudienrat Mendelssohn hatten wir Mathematik, Chemie, Physik und Geografie. Nein, zuerst bis zu seinem baldigen Hungertode hatten wir Mathe bei dem schon erwähnten Oberstudienrat Broszat. Für Englisch war eine neue chice Lehrerin aus Berlin da, die Mistress Kern. Die Biologielehrer wechselten. Für Latein und Deutsch und als Klassenlehrer war ein im Kriege versetzter Lehrer Reuthner wieder da. Mein Vater und ich dann natürlich auch mochten ihn nicht, weil er in die Familie eines älteren Strausberger Beamten, der zugleich Vereinsbruder meines Vaters war, ein Kuckucksei gelegt hatte. Russischunterricht hatten wir bei einem Herrn John-Schenk. Geschichte oder Gegenwartskunde gab in unserer Klasse der neue Direktor der Oberschule, Herr Oberstudiendirektor Dr. Alfred Schneider, ein Zugereister. Er war groß, schlank, um die 50 Jahre alt und sehr gewandt. All die neuen Herren - so auch der neue Schuldirektor - erzählten nie, woher sie kamen. Das nährte Spekulationen und Skepsis. Er war, wenn ich mich richtig erinnere, der einzige Lehrer, der

gelegentlich rotes Gedankengut vortrug. Er war wohl politisch angesehen bei dem neuen Herrn. Ich war mir über seine wahre Einstellung trotzdem nicht sicher. Nach der Währungsreform bat Dr. Schneider mich mal, ihm eine bestimmte Radoröhre zu besorgen. Ich tat das. Er bezahlte den Westmarkpreis nicht etwa zum Tageskurs umgerechnet, sondern aus seinem speziellen Westmarkportemonaie in DM-West. Damit wurde er mir noch undurchsichtiger; aber ich habe das für mich behalten.

Klassenfoto etwa von 1947 oder 1948 unter Klassenlehrer Reuthner
W. Lück F. Böhm Reuthner W. Kurzweg K. Hantelmann



H.J. Kleinschmidt J.Peukert R. Schwager R. Lemke L. Drenske B Düllick

Meine Radioreparaturen hatten sich - es war inzwischen 1946 - noch ausgeweitet. Natürlich auch meine diesbezüglichen Kenntnisse. Inzwischen hatte ich auch schon zwei geschäftliche Kunden, die mir Kommissionsaufträge brachten. Das waren der Musikladen von Herrn Ziesmer, dem neuen Tanzkapellmeister, und der schon langjährige Strausberger Radioladen Endler. Da hatte ich immer reichlich zu tun und der Oberschulbesuch blieb fast Nebenbeschäftigung. Mich interessierten in der Schule vorrangig die Mathematik und die naturwissenschaftlichen Fächer. Das lag an meinen beruflichen Interessen und dann aber auch daran, dass es für mich völlig ausreichte, im Unterricht aufzupassen; dann brauchte ich zu Hause nicht noch zu lernen, wie in den sprachlichen Fächern. Entsprechend sah dann

auch mein Notenspiegel auf der sprachlichen Seite aus. Ich bin jedenfalls meinen Schulkameraden sehr dankbar dafür, dass ich die Schularbeiten oft noch morgens vor Schulbeginn oder in den Pausen abschreiben durfte.

Radioteile und allerhand aus Kriegsgerät Recyceltes gab es in der Brückenstraße in Berlin zu kaufen. Meine russischen Kunden hatten meist kein Geld und bezahlten mit Zigaretten; aber russische Papirossis nahm ich nicht, nur Sondermischung, wovon ich bald ein schönes Lager hatte. Ich musste natürlich oft nach der Schule nach Berlin fahren, um Bauteile einzukaufen. Zigaretten nahm ich immer mit, weil es manches nur gegen Zigarettenwährung gab. Inzwischen war ich ja dann auch schon 15 Jahre alt. Einmal musste ich auf irgendwas sehr lange warten und da rauchte ich von meinen Sondermischung-Zigaretten. Als 14-Jähriger hatte ich schon ganz offiziell eine Schachtel R6 bekommen, als ich zur Leichenräumung nach Dresden kommandiert war - aber dann nicht fahren musste. Ich hatte eben Hunger. Zu essen gab es als Einziges an einem Kiosk hinter der noch in der Spree liegenden Jannowitz-Brücke Schlagcreme zu kaufen. Das war irgendein leicht süßlich schmeckender mit Aromen angereicherter Kunststoffschaum - eiweißähnlich. Von den vielen Zigaretten und den diversen Portionen Schlagcreme war mir hundselend, als ich heim zu meiner Mutter kam. Die befürchtete allerdings ganz Schlimmes, nämlich, dass mich die Kinderlähmung erwischt hätte; die damals umging und schon Christof



Studienrat W. Mendelssohn

Böhm aus unserer Schule das Leben gekostet hatte. Meine Mutter holte sofort Fräulein Dr. Gertrud Rossner, die ausgefallene Reflexe feststellte und auch die Möglichkeit der Kinderlähmung annahm. Nur ich wusste, woher mir schlecht war. Fräulein Rossner vermittelte den Kauf einer sehr teuren Gegenspritze, bei der meine ganzen restlichen Alliiertengeldvorräte draufgingen. Und dann hat das auch noch wehgetan, als die Riesenspritze rücklings verabreicht wurde. Teuer bezahlte Feigheit war das. Ich traute mich nicht, das Rauchen zu beichten.

Die Schule und die Radiotechnik gingen weiter. Die Schule war inzwischen mit neuen Klassen wieder aus der Villa Eckardtstein zurück in ihr altes Gebäude in der Wilhelm- bzw. August-Bebel- Straße gezogen, nach-

dem die Russen ausgezogen waren. In der Schule liebte ich, wie schon gesagt, die Mathe und die naturwissenschaftlichen Fächer. Das lag aber auch sehr stark an dem zugehörigen Lehrer Walter Mendelssohn, dessen Wissen bei mir gut rüberkam, obwohl er oft nicht ausführlich genug erklärte und viel Mitdenken erforderte. Weil der Studienrat Walter Mendelssohn für mich die wichtigste Bezugsperson meiner Schulzeit war, zeige ich hier nebenstehend ein Foto von ihm. Als dann mal in Chemie eine Klassenarbeit über Düngung und Düngemittel geschrieben wurde, hatte ich schnell geschrieben, was ich wusste. Das war vielleicht nicht sehr viel. Ich schloss meinen Aufsatz, indem ich vermerkte, dass dem Bauern die ganze Chemie nicht hilft, wenn nicht Gottes Segen auf seiner Arbeit ruht. Dass da einer in jener Zeit so offen Gottesglauben offenbarte, hatte Herrn Mendelssohn so beeindruckt, dass ich fortan von ihm fast wie ein Sohn behandelt wurde. Er hat mir nach meinem schweren Typhus laufend bei sich zu Hause Nachhilfe erteilt. Die lange Bewusstlosigkeit, in die ich gefallen war, hatte mein Gehirn so beeinträchtigt, dass ich anfangs keine richtigen mathematischen Schlüsse mehr ziehen konnte, die mir zuvor nie Schwierigkeiten machten.

Wie ich zu dem Typhus gekommen war, ist vielleicht etwas interessant. Die Russen hatten große Angst vor Epidemien und so wurden 1946 alle Sowjetzonenbewohner auf dem Umweg über den Lebensmittelkartenbezug gezwungen, sich gegen Typhus impfen zu lassen. Mich hat auch dieser Sowjetbefehl gewurmt. Als ich dann in der Reihe mit anstand, in der bei der ersten Schwester die Impfstelle am Arm desinfiziert wurde, bekam ich dann den lebensnotwendigen Stempel von der zweiten Stelle am Band und dann erst kam ein Mann in weißem Kittel, der impfte. Als ich meinen Stempel hatte, bückte ich mich so, als ob mein Schuhbündel offen war und kam so an der Impfstelle vorbei. Ich war natürlich höchst stolz über mein Bravourstück. Leider war ich dann bald der einzige Strausberger, der an Typhus erkrankte. Es fing mit so starkem Nasenbluten an, dass ich für lange Zeit das Bewusstsein verlor. Man schaffte mich in die Seuchenbaracke des Strausberger Krankenhauses. Da das möglicherweise jemandem Mut machen kann, will ich - auch auf die Gefahr hin zu langweilen - noch etwas ausführlicher auf den Typhus eingehen. Ich war jedenfalls mehrere Wochen bewusstlos. Es war so etwas wie ein Traumzustand, in dem ich glaubte, Franz Lück zu sein, dem beide Beine abgeschossen waren. Durch Tauchen in eine Badewanne mit kaltem Wasser brachte man mich wieder auf die richtige Schiene. Die lange Krankheit zusammen mit dem damals noch nicht überwundenen Mangel an Lebensmitteln hatte mich fast zum Skelett abmagern lassen. Meine beiden Beine waren gefühllos tot und angewinkelt und sahen eher wie Hundebeine aus. Ob das von der allgemeinen Abmagerung oder von der Traumeinbildung herrührte, ist offen. Ich hörte in der wenig schalldämmenden Baracke, die sonst nur mit hustenden Tuberkulo-

sekranken belegt war, wie Dr. Pawlik, der mich behandelnde Krankenhausarzt, im Nachbarzimmer über mich sprach. Er sagte, dass es ein Jammer wäre, wie da ein junger Mann nun durch den Typhus zum Krüppel geworden ist. Ich wollte kein Krüppel sein. Ich wollte tanzen, das ich ja gerade erst lernte. Da habe ich meine beiden steifen, angewinkelten Beine ohne fremde Anregung gleich zwischen Bettrand und Randrohr gesteckt und mich mit den Armen in die Länge gezogen - und das nächtelang. Bald fing das Blut wieder an zu fließen und ich hatte lange Zeit unvorstellbare Schmerzen dadurch. Die Beine lebten wieder. Ich habe sie auch fast wieder gerade bekommen. Wenn sie auch nicht mehr zum Stehschritt geeignet sind; zum Tanzen, Radfahren, Wandern und auch Bergsteigen haben sie doch allemal ausgereicht. Einen ähnlichen Sieg des Willens erlebte ich viel später an einem Mitarbeiter, dem als Endfünziger ein Schlaganfall die linke Hand und den linken Arm lähmte. Durch etwa einjähriges intensives Training und laufende Beschäftigung mit feinen Arbeiten hat er die halbseitige Lähmung völlig überwunden.

Nach meinem Typhus ging es ohne Erholungszeit weiter mit der Schule und mit der Radiobasterei. Mein Kunde, Herr Endler, war noch ein bei der Firma Telefunken, in Westberlin, eingetragener Radiohändler. Nach der Währungsreform am 18. Juni 1948, die ich noch in der Krankenhausbaracke erlebte, produzierte Telefunken wieder Radioröhren. Die Vorkriegsradiohändler in der Sowjetzone durften sich jeden Monat ein oder zwei Röhren ihrer Wahl zu den niedrigen Vorkriegs-Listenpreisen in DM-West abholen. Herr Endler übertrug mir diese Vergünstigung und ich kaufte meist die Type VCL1 1, eine Kombinationstype, die man als einzige Radioröhre brauchte, um einen „Deutschen Kleinempfänger“ DKE zu bauen. Ich hatte inzwischen erfahren, dass es in Rehfelde ein Preßstoffwerk gibt, das DKE-Gehäuse für die Firma Graetz hergestellt hatte. Ich konnte dort gleich einen kleinen Vorrat an Gehäusen kaufen. Die sonstigen Teile bekam ich aus der Brückenstraße. Ich baute dann Deutsche Kleinempfänger (DKE) schon als 16-Jähriger serienmäßig. Weitere VCL1 1 kaufte ich schwarz. Die DKEs ließen sich gut verkaufen. Übrigens an Gewerbe- und Steueranmeldungen dachte man damals nicht.

In der Zeit hatte meine Schwester Litte ihren zukünftigen, zweiten Mann kennen gelernt. Es war ein Dachdeckermeister aus Westberlin. Bevor dieser mit meiner Schwester das erste Mal bei uns in Strausberg war, hatte meine Mutter rechte Hummeln, die Wohnung besonders schön zu machen. Einer unserer sechs Stühle war angebrochen. Er wurde weit weg ans Fenster gestellt. Als dann der Bewerber kam, setzte er sich ausgerechnet auf diesen abseitigen Stuhl und brach damit zusammen. Die Gardine kam dabei auch mit herunter. Die Situation war für beide Seiten peinlich. Um die Konversa-

tion wieder in Gang zu bringen, holte ich eine Schachtel Sondermischung und bot daraus an. Mein zukünftiger Schwager meinte darauf, dass er gerne tausend Stück davon hätte. Ich war natürlich erfreut, ihm diesen Wunschtraum sofort erfüllen zu können. Ich hatte noch viel mehr an Lager. Er war begeistert und kaufte mir mein ganzes totes Lager an Zigaretten ab. Ich musste ihm dann noch zusätzlich viele Schachteln Sondermischung besorgen, für die er bei den Russen in Rüdersdorf Zement bekam. Aus dem Zement stellte er Dachsteine her, die damals in Berlin höchst willkommen waren. Dann habe ich ihm natürlich auch gleich DKEs angeboten, von denen er viele bestellte. Aus meiner Bastelei wurde ich nicht reich, aber wir kamen gut durch die Zeit. Genügsam waren wir ohnehin.

Insbesondere dank unserer Englischlehrerin Mistress Kern war unsere zweite Oberschulzeit kulturell sehr angereichert. Wir besuchten sehr oft die Oper in Berlin, wo wir noch das Glück hatten, so begnadete Künstler wie Tiana Lemnitz und Peter Anders zu erleben. Aber auch nach Westberlin gingen unsere Exkursionen oft. Im Titaniapalast waren wir wie abonniert. Hilde Koeber war dort eine der herausragenden Schauspielerinnen. Wir bekamen auch alle eine Westberliner Schülerzeitung oder sahen uns am Ku-Damm besondere Filme an. Kino und Theater in Westberlin hatten 1:1 Eintrittspreise; für uns somit Ostmarkpreise. Das war sehr reizvoll und die Schulleitung hat das alles noch dulden können.

In unsere Klasse kam dann noch ein Mädchen aus der nächst höheren hinzu und wir blieben nun alle 11 bis zum Abitur freundschaftlich zusammen. Zwei von uns waren politisch schon recht rot geworden. Es gab dann bei der Abiturfeier mit meinem verehrten Lehrer Mendelsohn peinliche Diskrepanzen mit den beiden. Gleich nach der Wende machten wir ein Klassentreffen der Ehemaligen im Restaurant „Rotkäppchen“ am Bötze. Es lebten ja inzwischen - wie ich - etwa die Hälfte der Klasse im Westen. Alle waren wieder zu erkennen. Die alten Eigenheiten hatten sich wohl noch verstärkt; aber so ein richtiges Zusammengehörigkeitsgefühl, wie damals in der schlechten Zeit, verspürte wohl keiner mehr. Die Renate war derzeit leider schon tot.

FDJ und LDP

Der politische Druck auf die Bevölkerung und insbesondere auf die Jugend setzte merklich erst 1947 ein. In der Oberschule waren unsere Lehrer eigentlich gar nicht rot; aber dann gab es statt Geschichte Gesellschaftkunde und die brachte uns mit den kommunistischen Ideen, insbesondere dem Kommunistischen Manifest, in Berührung. Freiwillig habe ich dann noch viel im „Kapital“ von Marx gelesen, weil mich die dort beschriebenen wirtschaftlichen Zusammenhänge interessierten. Heute bin ich froh über dieses Wissen. Politische Prüfungsfächer gab es aber wohl noch nicht. Die Boden-

reform - eine erste Großbauernenteignung - hatte schon stattgefunden. Betriebsenteignungen gab es in Strausberg noch nicht. Der größte Strausberger Betrieb war die Knopffabrik Münch neben vielen kleinen Handwerksbetrieben. Als eine merkbliche Gegenreaktion gegen die rotpolitische Pression bekamen die erlaubten Blockparteien wie Christliche Demokratische Union (CDU) und Liberal-Demokratische Partei (LDP) in Strausberg deutlichen Zulauf der Bevölkerung und damit Einfluss.

In der Schule spielte die Freie Deutsche Jugend (FDJ), die einzige und kommunistische Jugendorganisation, eine zunehmende Rolle. Die Schulleitung oder deren Leitung hatte es sich in den Kopf gesetzt, alle Schüler zu Mitgliedern der FDJ zu machen. Im Laufe der Zeit waren aufgrund der massiven Werbung und des deutlichen Drucks fast alle Oberschüler FDJ-Mitglieder. Ich tat so, als ginge mich alles nichts an. Da wurde die Werbung besonders intensiv und ich wurde nach Potsdam zu einer interessanten Veranstaltung eingeladen. Ich war dort bei einem hohen Polit-Tier untergebracht und lernte Honecker kennen, der damals FDJ-Vorsitzender war. Zäh und ausdauernd zu sein, ist - wie ich heute weiß - eine wichtige Eigenschaft, für die ich meiner Erziehung und meiner Vererbung besonders dankbar bin. Ich wurde also nicht FDJ-Mitglied und das als einziger unter den Schülern. Vor der ganzen Klasse erschien der Schullektor Dr. Schneider und erklärte: „Lück, wenn Sie nicht in die FDJ eintreten, haben sie keine Chance, zum Abitur zugelassen zu werden.“ Das war deutlich. Ich habe mich sofort nach Schulschluss auf den Weg zur Geschäftsstelle der LDP in der Großen Straße gemacht und dort meinen Beitritt erklärt. Meine Mutter hatte ich nicht gefragt. Die hätte mir die CDU empfohlen, aber seit meinen Konfirmationsproblemen (s. „Kirche“) lag mir das Christliche damals nicht so. Liberal im politischen Sinn war ich dagegen viel weniger. Ich lernte erst als LDP-Mitglied die Ziele des Liberalismus kennen. Die Freiheit zur Entwicklung des Einzelnen ist schön und gut; aber ohne dass dabei in den Polit-Forderungen Wege enthalten sind, die die breite Masse berücksichtigen, also sozial geprägt sind, ist Liberalismus keine brauchbare Staatsidee.

Jedenfalls hat mich mein LDP-Eintritt vor dem Ausschluss zum Abitur gerettet. In der LDP habe ich gleich bei der ersten Mitgliederversammlung in Strausberg - und da waren sicher mehr als 100 Leute - irgendetwas gesagt, was die andern zufällig als richtig empfanden. Dann wurde ein Schriftführer für die Ortsgruppe gewählt und der war dann ich - vielleicht 17-jährig. Das war der Anfang einer bedrückend schnellen Politkarriere. Nach kurzer Zeit wurde ich noch LDP-Jugendvertreter von Strausberg, dann bald vom Kreis Oberbarnim und schließlich wurde ich in irgendein Landesparlament gewählt, das öfter in Potsdam tagte. Mich hat das ganze

amüsiert. Ich habe es nicht für ernst genommen; aber ich habe mir so meine Gedanken über politische Karrieren gemacht. Etwas geistige Helligkeit, etwas Geltungsbedürfnis, etwas große Klappe sind offensichtlich Politiker-Zutaten. Ich finde, das sind keine guten Auswahlkriterien. Als ich dann das Abitur hatte und mich an der Technischen Universität in Dresden bewerben wollte, erschien es mir bei der nun aus rückkehrenden Kriegsgefangenen einsetzenden Flut von Bewerbern zweckmäßig, meine Bewerbung über den LDP-Landesvorsitzenden zu lancieren. Übrigens hatte ich mich schon an der TH-Berlin beworben und war wegen der vielen älteren Bewerber auf die nächsten Jahre getröstet worden. Ich war öfter in der Zentralverwaltung der LDP in Berlin in der Taubenstraße. Bei solcher Gelegenheit fragte ich den Landesvorsitzenden, was aus meiner Bewerbung geworden ist, von der ich noch nichts gehört hatte. Er sagte mir, dass er meine Bewerbung noch nicht weitergereicht hat, weil er es für mich besser fände wenn ich noch wenigstens ein Jahr in der LDP-Parteizentrale arbeiten würde. Seitdem hat die LDP nie wieder was von mir gehört oder gesehen.

Enttäuscht war ich nicht unbedingt, denn meine Beurteilung der Politiker war schon sehr negativ, so dass ich Unanständiges einkalkuliert hatte. Spaß hatte meine LDP Arbeit aber durchaus gemacht und gelernt habe ich auch manches. Zwei LDP-Vergnügen habe ich in Strausberg komplett organisiert. Musik, Plakate, Einladungen, Tanzsaal, Kapelle, Genehmigungen, Finanzen, auch das Programm der einzelnen Tänze und Einlagen mussten erdacht, gemacht, bestellt und überwacht werden. LDP-Vorsitzender in Strausberg war der leicht körperbehinderte und daher nach dem Krieg gleich verfügbare Schuhmacher Domhauer in der Schulstraße. Ich habe mich gut mit ihm verstanden, viel von ihm gelernt und ihm oft lange bei seiner perfekten Schuhmacherarbeit zugeschaut. Er machte wunderbare weiche Schaftstiefel für russische Offiziere in Handarbeit. Durch meine Radioreparaturen hatte ich Geld genug und konnte es mir leisten, mir auch so ein paar schöne Stiefel machen zu lassen. Dabei hatte ich nicht bedacht, dass ich eigentlich kaum Gelegenheit hatte, Schaftstiefel zu tragen und dann waren meine Waden beim Anmessen durch meinen vorangegangenen Typhus auch noch sehr dünn. Das änderte sich bald und die Stiefel passten schnell nicht mehr. Es war aber gut so, auch mal einen dicken Bock geschossen zu haben, denn sonst hätte ich später meinen Kindern ihre Böcke weniger gut nachsehen können. Selbstverständlich waren die Stiefel nicht mein einziger Jugendfehler. Ich muß aber sagen, dass ich schnell erkannt hatte, den Rat Erfahrener zu durchdenken und dann gegebenenfalls anzunehmen. Die Fehler anderer ersparen eigenes Lehrgeld.

Strausberg ade

Nach dem Abitur (1949) ging es nun darum, auf das richtige Berufsgleis zu kommen. Was war das aber für mich? Ich wusste nur, dass ich mich in Elektrotechnik und Radiotechnik weiterbilden wollte. Ich hatte viele Biografien von tollen Technikern gelesen, wie Krupp, Borsig und Siemens. Diese hatten eine technische Lehranstalt besucht, aber eine Berufsbezeichnung hatten sie nicht. Ich kannte zwar alle Dienstgrade vom Gefreiten bis zum Generalfeldmarschall, aber wer macht gehobene Elektrotechnik? Nur den Ingenieur hörte ich. Also müsste man eine Ingenieurschule suchen. Die Gauß-Schule in Westberlin gäbe es da. Ich bin sofort hingefahren; aber es waren Sommerferien. Der einzige, den ich vorfand, war der Direktor der Anstalt, der berühmte Herr Kozler. Der war sehr nett zu mir, zeigte mir die ganze Schule und rief sofort bei der Firma Siemens in Berlin an und ließ mir eine Praktikantenstelle reservieren. Ich fuhr dann auch noch am gleichen Tage nach Siemensstadt, um mich dort anzumelden. Auf der Fahrt dorthin und zurück nach Strausberg quälte mich schon meine totale Antipathie zu dieser Schule. Es war halt wieder eine Schule - so hatte ich mir meine Weiterbildung nicht vorgestellt. Bei Siemens sagte man mir, dass es ein Praktikum für angehende Fachschulingenieure und eins für Hochschulingenieure gibt. Ich hatte also noch eine andere Wahl und die wollte ich erstmal untersuchen. In Berlin gab es in der Nähe des Zoos eine Technische Hochschule, wie ich erfuhr. Die besuchte ich zunächst und bewarb mich dort. Die Freiheit der Uni-Studenten gefiel mir besser als die der Schüler. Lange musste ich auf einen Bescheid warten. Dann hatte ich ja immer noch mit den Radioreparaturen zu tun. Das Neubaugeschäft war inzwischen schon zum Erliegen gekommen, weil es nun schon zwei Radiofabriken, nämlich in Arnstadt und in Rochlitz gab, die Serienradios zu erträglichen Preisen lieferten. Westradios gab es schon seit 1947/48, aber die waren wegen des hohen Wechselkurses West- zu Ostmark bis maximal 1:8 unerschwinglich.

Herr Endler schlug mir vor, dass ich seinen Laden übernehmen sollte, ich könnte um zu einer Goldgrube entwickeln. Er verstand gar nicht, dass mich eine Goldgrube nicht interessierte. „Heiliger Hunger nach Gold, was verdirbst du nicht des Menschen nimmersattes Gemüt“ - hatten wir bei der Übersetzung des Aenäas von Vergil gefunden. Das hat mich beeindruckt und mich viel zum darüber Nachdenken gebracht. Ich war genügsam erzogen und Idealist im philosophischen wie im ethischen Sinn. Daher stand für mich fest, dass ich nie „Geld“ auf meine Lebensstandarte sticke. Wer eine gute Arbeit leisten kann, zuverlässig und fleißig ist, wird sich und seine Familie schon ernähren können. Das hat sich in meinem Leben bewahrheitet. Ich bin nämlich meinem Grundsatz zum Geld immer treu

geblieben und habe zum Beispiel nie den Arbeitsplatz nach dem Salär gewählt und nie um Gehaltserhöhung ersucht. Trotzdem stimmte mein Einkommen und es hat sich im Laufe der Jahre auch ein bescheidener Wohlstand angesammelt, ohne Weltreisen und Luxusjacht versteht sich. Ich muß natürlich zugeben, dass ich auch mal einige Jahre lang sehr auf Umsatz und Rendite achten musste, als ich nach meinem Schritt in die berufliche Selbstständigkeit durch erforderliche Investitionen reichlich verschuldet war. Das war also wieder mal eine Abschweifung, aber vielleicht eine nützliche für irgendwelche Nachkommen, die ich gerne vor der unglücklich machenden und unsättigbaren Geldsucht bewahren würde.

Ich möchte mich in dem, was ich jetzt noch aufschreibe, auch kürzer fassen. Es ist verständlich, wenn man wissen will, was nun aus dem hier geschilderten Jüngling von 1945 geworden ist. Er hat im Laufe der Jahre auch noch manch aufregendes Ereignis überstehen und sogar überleben müssen; aber so zeitlich verdichtet waren die aufregenden Ereignisse nie wieder, wie 1945 in Strausberg. Nach langer Zeit kam von der Westberliner TH eine Vertröstung auf das nächste Jahr, von der TU-Dresden kam gar nichts, weil meine Bewerbung - wie unter „LDP“ geschildert - nicht weitergereicht war. Um die Zeit zu nutzen, machte ich erstmal ein Betriebspraktikum bei einer privaten Elektronikfirma in Berlin; so was gab es 1949 in Ostberlin noch. Die Firma baute Mess- und Funkgeräte. Unter anderen rüstete sie die Volkspolizei (VP) in Berlin mit sprachverschlüsselten Funkgeräten aus. In diesen Tagen las ich in der Zeitung, dass die Karlsruher Polizei so gerne sprachverschlüsselte Funksprechgeräte haben möchte. Da war ihr die VP halt 48 Jahre voraus. In einem totalitären Staat wird für die Polizei eben nicht gespart. Das Resultat kennen wir. Ich habe bei dieser Firma viel Praktisches gelernt.

Anfang 1950 richtete die TU-Dresden ein Fernstudium ein. Ich ließ mich sofort einschreiben, weil mir damit auch das Problem der Finanzierung genommen war. Inzwischen wechselte ich noch ins Funkwerk Köpenick, weil ich dort dann viele Studienfreunde hatte. Im Funkwerk erlebte ich auch den 17. Juni 1953. Ich war zufällig schon tags zuvor auf der Stalinallee, als ich dort eine Kondensatorenfirma besucht hatte. Die Stalinallee war schon voller Agitationsgrüppchen. Als dann am 17. die Demonstration sternförmig auf Berlin-Mitte stattfand, war ich auch dabei. Allerdings hatte ich mich dazu ordnungsgemäß beim Sekretariat meiner Abteilung abgemeldet. Wladimir I. Uljanow (Lenin) hätte seine Freude an dem „Revolutionär“ gehabt. Er sagte bekanntlich, dass ein Deutscher erst eine Bahnsteigkarte kauft, wenn er an der Revolution auf dem Bahnhof teilnehmen will. Ich hatte also wieder mal eine Doppelbeschäftigung, indem ich fernstudierte und zugleich meinen Lebensunterhalt verdiente. Zunächst bin ich täglich

von Strausberg nach Berlin gefahren - und zurück. Später nahm ich mir dann in Köpenick eine „Studentenbude“. Dann kam ich nur noch einmal wöchentlich heim nach Strausberg. Von den vielen Fernstudenten hatte nur ein kleiner Teil das erforderliche Durchhaltevermögen; aber ich hatte 1958 den Dipl.-Ing. in der Tasche. Auch im Betrieb war ich schon längst über den Techniker zum Entwicklungsingenieur avanciert und hatte dann schon mehrere Patente und Veröffentlichungen sowie einen Vortrag bei einer großen Tagung in Weimar, und das schon mit 26 Jahren. Ich hatte auf dem Gebiet der Mess- und Regelungstechnik mein Diplom gemacht. Das DDR-Regime hatte damals die angeblich zurückgebliebene DDR-Automatisierungstechnik als Sündenbock hochstilisiert, weil es der Bevölkerung versorgungsmäßig immer noch recht mies ging. Nun wurde schnell ein Institut für Regelungstechnik in Ostberlin etabliert, das die Automatisierungstechnik auf Vordermann bringen sollte. Dorthin wurde ich gleich nach meinem Diplom als wissenschaftlicher Mitarbeiter versetzt. Mit Wissenschaft hatte die neue Tätigkeit aber nicht viel zu tun.

Es ging darum, die einschlägige Wirtschaft in der DDR im Sinne einer Koordinierung zu lenken, um Doppelarbeit zu vermeiden, Ich hatte das für ein bestimmtes Fachgebiet zu managen und reiste nun laufend von Betrieb zu Betrieb, vergab Entwicklungsmittel und sperrte solche zugleich, wenn kompetentere Betriebe sich mit Ähnlichem beschäftigten. Die Koordinierung hatte das Ziel, jede Konkurrenz in der DDR abzubauen. Ein volkswirtschaftlich äußerst gefährvolles Unterfangen, das ich leider jetzt wieder bei den großen sich miteinander verschmelzenden Firmen beobachte. Man baut auf den Synergieeffekt und zerstört zugleich wichtige Antriebskräfte. Die Betriebe waren höflich zu mir, konnte ich ihnen doch manches bringen, aber auch streichen. Ich merkte aber, dass sie mich nie richtig an ihren technischen Entwicklungsergebnissen teilnehmen ließen. Ich war für sie sicherlich nur der Funktionär aus Berlin. Ich selbst fühlte mich wie damals bei meiner Parteikarriere. Diese staatliche Managerkarriere hatte zwar eine ganze Menge Vorteile, wie hohes Einkommen, Westmarkkonto für Literatur, 60 Prozent Altersversorgung schon mit 27 Jahren und für mich noch die Möglichkeit, hin und wieder nach Westdeutschland zu fahren, weil ich die DDR im DIN-Normenausschuss für die Regelungstechnik vertreten durfte. Aber mich bedrückte die Hohlheit meiner Arbeit, die mich zum Scheinfachmann machte. Ich sammelte mir aber in dieser Zeit viel angelegenes Wissen über meine Fachgebiete und eine große Aufsatz- und Prospektsammlung. Die DDR war überhaupt nicht meine geistige Heimat. Dass ich auch noch zum Leiter einer Gruppe im DDR Forschungsrat und wegen angeblich erfolgreicher Tätigkeit gar noch zum Aktivisten erkoren wurde, kam mir alles so unsolid vor, dass ich es nicht länger ertragen wollte. Meine Gesundheit reagierte auf die Diskrepanz zwischen meinem Wirken

und meinem Sein auch schon sehr sauer. Man darf nicht annehmen, dass ich ein östlicher Parteigänger geworden wäre. Ich war nicht mal in der obligatorischen Deutsch-Sowjetischen Freundschaft, ja auch nicht in der FDJ. Ich rauchte, was jeder sah, nur Westzigaretten und hatte mir schon mehrmals politisch den Mund verbrannt. Offensichtlich war ich fachlich doch nützlich in den Augen meiner sicher auch gar nicht so roten Chefs. Einer davon war ein Leninpreisträger, der aus dem sowjetischen Isolationslager kommend, wo er als kleines NS-Mitglied einsaß, sich in der UdSSR zum bewunderten Entwickler russischer Raketensteuerungen heraufgearbeitet hatte.

Während meiner halbjährigen Diplomarbeit in Dresden hatte ich 1958 meine zukünftige Frau kennen gelernt und 1959 geheiratet. Wir wollten Kinder, diese aber nicht in der DDR aufziehen. 1957 war ich auf einer privaten Motorradtour durch Westdeutschland und die Schweiz auch bei Siemens in Karlsruhe vorstellig. Dort reizte es mich, bei einem Dr. Fritz Lieneweg zu arbeiten, dem ich immer wieder mit Bewunderung in der Fachliteratur begegnet war. Siemens lag mir sowieso am Herzen, weil mich das Lebensbild des großen Gründers schon als Junge begeistert hatte. Jedenfalls 1960 war es dann soweit, dass ich mit meiner Frau nach Westberlin ins Flüchtlingslager Marienfelde ging. Ich wusste, dass die Abgrenzung zu Westberlin bevorstand. Es dauerte zwar noch fast ein Jahr bis zum Mauerbau, aber das ahnte man ja nicht. Nun musste ich aber für 14 Tage nach Budapest zu einer COMECON-Sitzung, denn ich war auch beratendes Mitglied der DDR-Delegation in dieser Ostblock-Wirtschaftsorganisation, die im internationalen Maßstab das gleiche Ziel hatte wie die DDR im nationalen, nämlich die Kooperationsverteilung. 14 Tage aus Berlin herauszugehen, war mir zu riskant und so wurde die Comecon-Sitzung der Auslöser unserer Flucht. Die Budapest-Fahrkarte, eine Kostenabrechnung und eine sachliche Kündigung habe ich dann dem Institut geschickt. Bei Siemens konnte ich Mitarbeiter von Dr. Lieneweg werden. Obwohl meine Frau und ich nun auf der sozial untersten Stufe standen und ohne Besitz in einem Flüchtlingsheim wohnten, waren wir nun endlich in die innere Freiheit gekommen. Meine Arbeit bei SIEMENS als Geräte-Entwickler war tief-schürfend, lehrreich und machte Spaß. Von meinem selbstausgesuchten Chef lernte ich viel. Über dreißig Veröffentlichungen konnte ich nebenbei verfassen, viele auch internationale Fachvorträge halten und etliche Patente anmelden. 1963/65 schrieb ich meist nachts gar ein Fachbuch, das sehr gut angenommen wurde und mir danach noch mehr Einsichten brachte. In einem Fachbuch der gesamten industriellen Messtechnik wurde ich noch Mitautor. Leider war die Zeit der persönlichen technisch wissenschaftlichen Arbeit bald vorbei. Als ich erst Gruppenleiter, dann Laborleiter wurde, war es schon wieder mehr administrative statt schöpferische Tätigkeit. Dass ich

es im Westen auch wieder in einen Normausschuss geschafft hatte, freute mich. Wie es weitergehen sollte, überlegte ich nun. Ich glaubte, dass Laborleiter die höchste Stufe für mich sein könnte. Darüber war Fachwissen nicht so wichtig wie andere Eigenschaften, die ich nicht mochte und wohl auch nicht hatte. Vielleicht war es an der Zeit, als Hochschullehrer das inzwischen gespeicherte Wissen weiterzugeben. Zum Einstieg dahin brauchte ich aber erstmal den Dokortitel. Ich arbeitete also wieder mal nebenbei - wie fast immer in meinem Leben - als externer Doktorand. Außerdem besuchte ich auch viele Vorlesungen, um mich auf die prüfenden Professoren einzustellen. Aber es gefiel mir an der Universität nicht. Meine Promotion brachte ich mit sehr gutem Ergebnis über die Runden. Aber was nun? „Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Das war ein gängiger Spruch meiner Mutter, den sie so häufig benutzte wie: „Der liebe Gott lässt kein Vögelchen verhungern.“ Jedenfalls kam genau richtig in meiner Grübelzeit 1970 ein Forschungsauftrag einer Industrievereinigung, vom Staat ganz gut finanziert, den ich meinem Buch zu verdanken hatte. Dieser Auftrag war aber daran gebunden, dass er nicht unter Siemens-Oberhoheit bearbeitet wurde. Siemens beurlaubte mich in sehr entgegenkommender Weise für meine Forschung unter Erhalt meines inzwischen erreichten Ranges als Laborleiter und Normalbeteiligter.

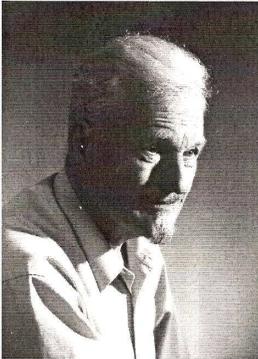
Ich forschte also; aber kaum hatte ich damit richtig angefangen, da baten mich schon meine früheren Siemens-Kollegen um noch die eine oder andere Arbeit, die auch bezahlt wurde. Diese Zusatzarbeiten hielten auch nach Abschluss meiner Forschungsarbeit an und ich hatte dann eigentlich nie Zeit, selbst zu Siemens wieder zurückzugehen. So bin ich inzwischen schon 27 Jahre als kleiner Zulieferant des Hauses Siemens selbständig. Die meiste anfallende Arbeit machte ich selbst, weil ich Arbeit nie gern abgab. Natürlich ging es nicht immer ohne Hilfskräfte. So habe ich bis jetzt ein sehr schönes, erfüllendes und ganz meinen Jugendvorstellungen entsprechendes Leben geführt. Für meine Frau, meine beiden Kinder und bis jetzt vier Enkelkinder habe ich auch immer Zeit aufgebracht, aber eigentlich mehr als Vorbild erziehend gewirkt.

Einen besonderen Höhepunkt brachte die Wende in mein Lebensgefühl. Ich hatte mich damit abgefunden, nie mehr in die Heimat zu dürfen. Meine Funktionen vor der Flucht waren dazu zu exponiert. Um meine Studienzeit in der DDR machte ich mir keine Sorge, denn ich habe als Fernstudent durch mein Studium niemandem einen Studienplatz weggenommen und danach der DDR sicher genug eingebracht. Ein Ingenieur wird neben der Arbeit für das Vertrauen bezahlt, das die Arbeit meist erfordert. Gegen das Vertrauen setzt er selbstverständlich Diskretion über diese Arbeit. So habe ich nach Verlassen der DDR auch gehandelt, als die diversen westalliierten

Dienststellen von mir aus der DDR Informationen wollten. Ich liebte die DDR nicht, aber als Ingenieur hatte die Diskretion für mich Priorität.

Ich war sofort in Strausberg, als dies nach der Wende ohne persönliche Gefahr für mich möglich war und ich bin danach in jedem Jahr wenigstens einmal in Strausberg gewesen. Einleitend habe ich über meine Gefühle im Kapitel über die Heimat schon geschrieben. Jedes Mal entdecke ich wieder Liebens- und Bewundernswertes. Als ich vor etwa acht Wochen wieder dort war, testete ich eine ganz junge Verkäuferin in der ehemaligen Bäckerei Lack, indem ich, wie zu meiner damaligen Zeit, mit Groschen und Sechsern rechnete. Sie verstand es zu meiner Verwunderung immer noch. Für uns war früher ein Zehnpfennigstück ein Groschen und ein Sechser war ein Fünfer. Ich spreche heute noch so, obwohl auch in Preußen das metrische bzw. dekadische Geldsystem sicherlich schon vor hundert Jahren eingeführt wurde. Dass sich so was solange hält, obwohl zum Beispiel in Strausberg viele nicht mehr wissen, dass Strausbergs Partnerstadt Debno vor 50 Jahren noch Neudamm in der Neumark war. Letzteres ist eigentlich auch erfreulich.

Wir müssen Abschied nehmen von meinem
lieben Ehemann, unserem treusorgenden
Vater und unserem guten Opa



Winfried Lück

Dr. Ing.

geboren am 5.3.1931 in Strausberg bei Berlin
gestorben am 10.7.2007 in Karlsruhe

Ingrid Lück
Ute Eck geb. Lück mit Familie
Volker Lück mit Familie

76199 Karlsruhe, Rastatter Str. 44

Die Beerdigung findet am Dienstag,
dem 17. Juli 2007, um 11.30 Uhr auf
dem Friedhof Karlsruhe-Rüppurr statt.
Kondolenzliste liegt auf.

Statt eines Nachworts: Wortmeldung eines Schulfreundes

Uns liegt ein Bericht vor, der Zeugnis ablegt von den Wochen vor und nach dem endgültigen Untergang des Naziregimes, über den Wandel vom Krieg zum Nicht-Krieg in unserer Heimatstadt. Winfried Lück nennt jene Zeit den „prägendsten Monat“ seiner Jugend. Mit Fug und Recht kann ich dies auch von mir sagen. Winfried und ich waren Klassenkameraden, fast auf den Tag genau gleichaltrig und atmeten damals schon acht Jahre lang die mit den Düften von Ölspänen und Tafelkreide angereicherte Luft in den Räumen zunächst der „Volksschule für Jungen“ und danach der „Städtischen Oberschule für Jungen“ (sie hieß so, obwohl schon seit Jahren Koedukation herrschte). Bis zu jenem umwälzenden Frühjahr hatte sich unsere Erlebniswelt zumindest großflächig im gleichen Rahmen gestaltet.

Der gewaltsame Umbruch hatte auch den durch Schule hergestellten Klassenverband aufgelöst und uns in alle Winde verstreut. Auf diesen Personenkreis bezogen, waren Winfried und ich die Einzigen, die sich in jenen ersten Tagen noch in Strausberg aufhielten, wenn auch nicht durchgehend. Während Familie Lück im Postbruch Deckung gefunden hatte, waren meine Mutter und ich nach Fredersdorf ausgewichen, von wo wir am Sonntag, dem 22. April zurückkehrten. Von unserer Wohnung aus konnten wir in der darauf folgenden Nacht den Brand der dem Pulverturm gegenüberliegenden Häuserzeile beobachten, von dem auf Seite 66 die Rede ist.

Am nächsten Tag waren dem Bericht zufolge auch Lücks wieder in ihrer Wohnung, die sie bedauerlicherweise jedoch bald räumen mussten. Von all den Ereignissen, die Winfried in diesem Zusammenhang schildert, erfuhr ich nichts. Die etwa 350 m, die unsere Wohnungen voneinander trennten, bildeten eine unsichtbare Barriere an der man sich tunlichst nicht vergriff. Erstens, weil es nicht ratsam war, die (gewaltsam aufgebrochene) Wohnung aus dem Auge zu lassen; zweitens man nicht wusste, was einen hinter der nächsten Straßenecke erwartete, und drittens, weil es nicht opportun war, dass meine Mutter allein in der Wohnung blieb, ein Thema, mit dem ich mich ungern beschäftige.

Hinsichtlich der Wohnung war das Schicksal mit uns etwas gnädiger. Wir bekamen ebenfalls „Einquartierung“ - einen Oberstleutnant und zwei Hauptleute, Militärärzte, sowie einen Soldaten, der ihren „Willis“ lenkte. Alle vier waren zivilisierte, freundliche Menschen, die für uns in jener Zeit eine gewisse Schutzfunktion erfüllten und überdies unser Nahrungsproblem lösten so lange sie bei uns wohnten. Leider mussten sie bald weiterziehen, nachdem sie den Sieg über den Faschismus in unserem Wohnzimmer gemeinsam mit etlichen Genossen gebührend begossen hatten. In der Folgezeit mussten wir des Öfteren betrübt feststellen, dass solche angenehmen Erfahrungen sich nicht kontinuierlich und in beliebiger Anzahl gewinnen lassen. Dies wäre an anderer -Stelle näher auszu-

führen. Hier sollte nur gezeigt werden, wie unterschiedlich Entwicklungen in einem relativ überschaubaren Raum von Individuen wahrgenommen werden können.

Ein wesentliches Verdienst Winfried Lücks besteht darin, diese Schrift überhaupt in Angriff genommen zu haben. Einige andere, darunter ich, hätten es auch tun können, und keine dieser Ausarbeitungen wäre überflüssig gewesen, sondern jede hätte zur Komplettierung der Aussagen beigetragen. Lück selbst gibt an, in jenen Tagen und Wochen kein Tagebuch geführt zu haben, auf das er sich bei der Niederschrift hätte stützen können. Wie sollte er auch? Als die Schule wieder begann, war es schwierig, geeignetes Papier zum Mitschreiben im Unterricht und für die Erledigung der Hausaufgaben zu bekommen. Abgesehen davon war sich damals kaum jemand von uns bewusst, etwa so wie Goethe bei Valmy, Teilhaber großer historischer Vorgänge zu sein; viel wichtiger war, bis zum Abend etwas zum Essen zu erhaschen.

Der Autor, der unter diesen Umständen hauptsächlich auf sein Gedächtnis angewiesen war, hat mit der Rückerinnerung über nahezu 50 Jahre auch physiologisch eine enorme Leistung vollbracht. Dass sich dabei Ungenauigkeiten, Verwechslungen und Widersprüche in der zeitlichen Zuordnung einschleichen, ist zwangsläufig, und hier eine beckmesserische Kritik anzusetzen, wäre völlig fehl am Platze. Angebracht sind vielmehr Schreibweisen und Fehlbezüge sachlich zu korrigieren, wofür allerdings die noch lebenden Zeitzeugen möglichst bald ihr Wissen ausbreiten sollten.

Mitunter ist man selbst als unmittelbarer Teilnehmer der damaligen Entwicklung überrascht, wie durch Lücks Bericht Tatsachen wieder ans Licht kommen, die man im Laufe der Jahre entweder verdrängt oder einfach vergessen hatte. Dabei denke ich z. B. an die Art, wie er den NKWD-Mann beschreibt, der allgemein als „Albert“ bekannt war, exakt gezeichnet seine Person, sein Habitus und dazu die lauernde Art einer Schlange; die jeden Moment zustoßen kann. Man ging ihm besser aus dem Wege, was mir jedoch ein einziges Mal leider nicht gelang. Solcher Beispiele ließen sich noch einige anführen, aber es ist nicht beabsichtigt, dem vorliegenden Bericht einen Epilog anzuheften.

Ich will nicht verhehlen, dass ich in vielen Fragen die Dinge anders sehe als Winfried Lück sie sah und deshalb etliche Aussagen zu Personen und Wertungen gesellschaftlicher Prozesse in dieser Schrift nicht teilen kann. Das ändert jedoch nichts an meiner positiven Meinung über dieses Buch, dessen Lektüre mir erst wesentliche Einsichten in die Weltsicht seines Verfassers vermittelt hat.

Fredersdorf im Oktober 2007

† Dr. Klaus-Dietrich Hantelmann

Edition „Strausberger Studien zur Geschichte“

1. Chrestomathie zum Wirken der SPD im Kreis Oberbarnim 1900 bis 1932 aus dem Oberbarnimer Kreisblatt. - Bad Freienwalde – Strausberg 1996. – 250 S.
2. Chrestomathie zur Geschichte des Faschismus in Strausberg aus Strausberger Zeitung 1929 - 1933. - Horst Klein, Strausberg 1996. – 136 S.
3. Chrestomathie zur Geschichte des Ortsvereins der SPD Strausberg aus Strausberger Wochenblatt / Strausberger Zeitung 1898 - 1933 : in 2 Bänden. - Horst Klein, Strausberg 1996. – Bd.1, -248 S., Bd. 2, 249-434 S.
4. Chrestomathie zur Geschichte der Strausberger Arbeiterbewegung aus Strausberger Wochenblatt / Strausberger Zeitung 1898 - 1933: in 6 Bänden. - Horst Klein, Strausberg 1996. – 1155 .S.
5. Martin Bock: SED-Herrschaft und Kirche in Strausberg. Dokumente des antireligiösen Alltagsgeschäfts einer SED-Kreisleitung. Strausberg 1997, 2. erw. Aufl., Juli 2000. – 125 S.
6. Geschichte des Ortsvereins der SPD Strausberg 1887 – 1990 . Chronik - Texte - Illustrationen. - Horst Klein, Strausberg 1997, 2. erw. u. verb. Aufl., Mai 1997
7. Horst Klein: Beiträge zur sozialistischen Theoriegeschichte im 20. Jahrhundert. Sozialisten im Streit um die Wissenschaft. - Strausberg 1999, 2. erw. Aufl., Okt. 1999
8. Chrestomathie zum kommunalpolitischen Leben in Strausberg. aus Strausberger Nachrichten. - Strausberg

I	1930 - 1931. -	1997
II	1932 - 1935. -	1997
III	1936 - 1937. -	1998
IV	1937 - 1938. -	1998

V	1939 -	1998
VI	1940 - 1941. -	1998
VII	1905 - 1906. -	1998
VIII	1906 - 1907. -	1998
VIII	1908 -	1998
IX	1909 -	1998
X	1909 - 1910. -	1998
XI	1910 - 1911. -	1999
XII	1911 -	1999
XIII	1912 - 1913/1.-	2000
XIV	1912 - 1913/2.-	2000
XV	1912 - 1913/3.-	2000
XVI	1914 -	2000
XVII	1916 - 1919.-	2000
XVIII	1921 - 1922/1. -	2000
XVIII	1921 - 1922/2.-	2000
XIX	1923 -	2000
XX	1927/1.-	2000
XX	1927/2.-	2000
XXI	1928/1.-	2000
XXI	1928/2.-	2000
XXII	1929/1.-	2000
XXII	1929/2.-	2000

9. Geschichte des Ortsvereins der SPD Strausberg 1887 – 1990
 Chronik - Texte - Illustrationen : Ausstellungsbegleitbroschüre. –
 Horst Klein, Strausberg 1997. – 279 S.

10. Chrestomathie zur Geschichte der Kirchen und Religionen in
 Strausberg aus Strausberger Nachrichten. – Strausberg

I	1930. -	1997
II	1931. -	1997
III	1932. -	1997
IV	1933.-	1997
V	1934 - 1935.-	1997
VI	1936 - 1937.-	1998
VII	1938 - 1941.-	1998
VIII	1905 - 1907.-	1998
IX	1908 - 1910.-	1998
X	1911 - 1914.-	2000

XI	1916 - 1922.-	2000
XII	1923 - 1927.-	2000
XIII	1928 - 1929.-	2000

11. Chrestomathie zur Geschichte der Strausberger Arbeiterbewegung aus Strausberger Nachrichten. – Strausberg

I	1930/1.-	1997
I	1930/2.-	1997
II	1931/1.-	1997
II	1931/2.-	1997
III	1932.-	1997
IV	1933/1.-	1997
IV	1933/2.-	1997
V	1905 - 1906. -	1998
VI	1907 - 1908.-	1998
VII	1909 - 1910.-	1998
VIII	1910 - 1911.-	1999
IX	1912.-	2000
X	1913 - 1914.-	2000
XI	1916 - 1918.-	2000
XII	1919 -	2000
XIII	1921 -	2000
XIV	1922/1.-	2000
XIV	1922/2.-	2000
XV	1923 -	2000
XVI	1927/1.-	2000
XVI	1927/2.-	2000
XVII	1928/1.-	2000
XVII	1928/2.-	2000
XVIII	1929/1.-	2000
XVIII	1929/2.-	2000

12. Chrestomathie zur Geschichte der Strausberger Sparkasse aus Strausberger Nachrichten. – Strausberg

I	1930 - 1933. -	1997
II	1934 - 1937. -	1998
III	1938 - 1941. -	1998
IV	1905 - 1910. -	1998
V	1911 - 1914. -	2000

VI	1916 - 1919. -	2000
VII	1921 - 1922. -	2000
VIII	1923 - 1927. -	2000
IX	1928 - 1929. -	2000

13. Walter Paduch: Aufsätze zur Geschichte der Nationalen Volksarmee – Nachrichten- und Flugsicherungstruppen 1956 - 1990. – Strausberg 1998, 204 S.

14. Chrestomathie zur Geschichte des Faschismus in Strausberg aus Strausberger Nachrichten. - Strausberg

I	1930 - 1931.-	1997
II	1932 -	1997
III	1933/1.-	1997
III	1933/2.-	1997
IV	1934/1.-	1997
IV	1934/2.-	1997
IV	1934/3.-	1997
IV	1934/4.-	1997
V	1935/1.-	1997
V	1935/2.-	1997
VI	1936/1.-	1997
VI	1936/2.-	1997
VII	1937/1.-	1998
VII	1937/2.-	1998
VIII	1938/1.-	1998
VIII	1938/2.-	1998
IX	1939/1.-	1998
IX	1939/2.-	1998
X	1940/1.-	1998
X	1940/2.-	1998
XI	1941. -	1998
XII	1922 - 1929.-	2000

15. Chrestomathie zur Geschichte Strausbergs als Garnisonstadt aus Strausberger Nachrichten. – Strausberg

I	1930 - 1933.-	1998
---	---------------	------

II	1933 - 1934.-	1998
III	1934 - 1935.-	1998
IV	1936/1.-	1998
IV	1936/2.-	1998
V	1937/1.-	1998
V	1937/2.-	1998
VI	1938/1.-	1998
VI	1938/2.-	1998
VII	1939/1.-	1998
VII	1939/2.-	1998
VII	1939/3.-	1998
VII	1939/4.-	1998
VIII	1940/1.-	1998
VIII	1940/2.-	1998
VIII	1940/3.-	1998
VIII	1940/4.-	1998
VIII	1940/5.-	1998
IX	1941/1.-	1998
IX	1941/2.-	1998
X	1905 - 1906.-	1998
XI	1907 - 1908.-	1998
XII	1909 - 1910.-	1998
XIII	1911.-	1999
XIV	1912.-	2000
XV	1913.-	2000
XVI	1914.-	2000
XVII	1916.-	2000
XVIII	1918 - 1919.-	2000
XIX	1921 - 1927.-	2000
XX	1928 - 1929.-	2000

16. Reiner Schwarze: Strausbergs heißer Juni. Versuch einer Begebenheitsanalyse von den Tagen um den 17. Juni 1953 in Strausberg und Umgebung. - Strausberg 1998, 65 S.

17. Wirtschaftsdemokratie - eine Alternative zum herrschenden Markttradikalismus? Beiträge zu einem Ehrenkolloquium für Prof. em. Dr. habil. Horst Hemberger am 5. Dezember 1998.- Strausberg 1999. – 149 S.

18. Hans-Jürgen Lellmann: Chronik und Dokumente zur Geschichte Strausbergs als Garnisonsstadt 1933 bis 1945.- Strausberg 1999
19. Rolf Apel: Journalistische Skizzen über das kultur- und kommunalpolitische Leben in Strausberg im ersten Jahrzehnt der deutschen Einheit. - Strausberg, (nicht erschienen)
20. Kurt Schornsheim: DIE FÜSILIERE DER SECHZIGER IN STRAUSBERG 860 - 1868. Ein Beitrag zur heimatlichen Garnisonsgeschichte. – Strausberg 999, 2. unveränd. Aufl., Strausberg 2000. – 92 S.
21. Horst Klein (Hrsg.): Zur Kriegsfrage in der Geschichte der sozialistischen Bewegung. Der Krieg auf dem Balkan 1999 und die alternative Sicht. - Strausberg 2000. – 200 S.
22. Hans-Jürgen Lellmann: Zur Geschichte Strausbergs als Garnisonstadt 1933 bis 1945 unter Berücksichtigung der nationalsozialistischen Rüstungsindustrie und der militärisch orientierten Vereine, Verbände und Organisationen / Texte - Chronik – Dokumente. - Strausberg 2000.- 208 S. Ill.
23. Detlef Lucker: Strausberg 1945 bis 1990. Skizze und Dokumente zur Geschichte einer Garnisonstadt. - Strausberg 2000.– 266 S.
24. Reiner Schwarze: Strausbergs heißer Juni. Versuch einer Begebenheitsanalyse von den Tagen um den 17. Juni 1953 in Strausberg und Umgebung. - 2. erw. u. verb. Aufl., Strausberg 2001. – 95 S.
25. Chrestomathie zur Geschichte der Elektroenergieversorgung in Strausberg 1898 - 1941 aus Strausberger Nachrichten u. Strausberger Zeitung, Strausberg 2001
26. Horst Klein: Beiträge zur sozialistischen Theoriegeschichte im 20. Jahrhundert. Sozialisten im Streit um die Wissenschaft.- 3. erw. u. verb. Aufl., Strausberg, 2001. – 205 S.
27. Walter Paduch: Aufsätze zur Geschichte der Nationalen Volksarmee – Nachrichten- und Flugsicherungstruppen 1956 - 1990.- 2. unveränd. Aufl., Strausberg 2001. – 207 S.

28. Horst Klein: Geschichte des SPD-Ortsvereins Strausberg 1887 bis 1997. Eine chronistische und biografische Skizze, Strausberg 2002. – 209 S.
29. Horst Klein: Zur Geschichte der KPD-Ortsgruppe Strausberg 1920-1946. Dokumente einer Sonderausstellung im Museum Strausberg vom 15.2. – 8.3.2001.- Strausberg 2003.– 244 S. III, nur CD / pdf.
30. Horst Klein: Die SPD ist wieder da! Dokumentation zur Geschichte des SPD Ortsvereins Strausberg 1990 - 2004.- Strausberg 2004. – 315 S. III, nur CD / pdf.
31. Horst Klein: Sonderausstellung. SPD-Ortsverein Strausberg 1887 – 1997 – eine demokratische Traditionslinie der Arbeiterbewegung. Dokumentation einer Sonderausstellung im Museum Strausberg vom 1.10.1997 –31.3.1998.- Strausberg 2004.– 404 S. III, nur CD / pdf.
32. Horst Klein: Zur Geschichte des SPD-Ortsvereins Strausberg 1887 - 2007. Eine chronologische und biografische Skizze, 3.aktualisierte u. verb. Auflage, Eigenverl., Strausberg 2007. – 524 S.
33. Rolf Apel/Horst Klein (Hrsg.): Kleine Geschichte des Geschichtsvereins. Arbeitsberichte des Vorstandes, Beiträge und Dokumente zur Erinnerung 1994 - 2004, Strausberg 2004. – 174 S.
34. Rolf Apel/Horst Klein (Hrsg.): Kleine Geschichte des Geschichtsvereins. Arbeitsberichte des Vorstandes, Beiträge und Dokumente zur Erinnerung 1994 - 2004, hrsg. von Rolf Apel/Horst Klein i. A. des Vorstandes der Interessengemeinschaft Geschichte der Strausberger Arbeiterbewegung e. V. 2. erw. u. verb. Ausgabe, 1. CD-ROM, Strausberg 2004. – 174 S.
35. Horst Klein: Zur Geschichte der KPD-Ortsgruppe Strausberg 1920 - 1946 / Kein Anlass zum Jubeln - kein Grund zum Vergessen. Dokumente einer Sonderausstellung im Museum Strausberg vom 15.2. - 8.3.2001, 2. erw. u. verb. Aufl., Strausberg 2004.– 254 S. III., nur CD / pdf.

Ab 2007 Fortsetzung der Edition im Eigenverlag Dr. Horst Klein (A5 Format)

36. Horst Klein: Erinnerungskultur in Strausberg. Erfahrungen im Umgang mit Geschichte, Biografien, Straßennamen und Gedenkstätten, Strausberg 2007. – 222 S. III.
37. Horst Klein: Erinnerungskultur in Strausberg. Erfahrungen im Umgang mit Geschichte, Biografien, Straßennamen und Gedenkstätten, 2. verb. u. erw. Aufl., Strausberg 2007. – 234 S. III.
38. Winfried Lück: Strausberg um 1945. Erinnerungen eines Zeitzeugen, Strausberg 2007. – 124 S. III.
39. Horst Klein: Geschichte des SPD-Ortsvereins Strausberg 1887 – 2007. Eine chronologische und biografische Skizze, 4. erw. u. verb. Aufl., Strausberg 2008. – 530 S. III.
40. Horst Klein: Beiträge zur linkssozialistischen Theoriegeschichte im 20. Jahrhundert. Sozialisten im Streit für eine bessere Welt unter besonderer Berücksichtigung der Ideen von Max Adler, Otto Bauer, Eduard Bernstein, Gustav Eckstein, Rudolf Hilferding, Karl Kautsky und Karl Renner, Strausberg 2009. – 372 S. III.
41. Kurt Schornsheim: Die Füsiliere der Sechziger in Strausberg 1860 – 1868 : ein Beitrag zur heimatlichen Garnisonsgeschichte ; 3. erw. u. verb. Aufl. – Strausberg 2009. – 164 S. III.
42. Horst Klein: Erinnerungskultur in Strausberg. Erfahrungen im Umgang mit Geschichte, Biografien, Straßennamen und Gedenkstätten. Mit einem Geleitwort von Hans W. Odenthal, 3. erw. u. verb. Aufl. - Strausberg 2009, 316 S. III.
43. Rudolf Patzer: Zeitzeugen der Nationalen Volksarmee erinnern an die friedliche Revolution 1989/90, Strausberg 2009. - 74 S. III.
44. Reiner Schwarze: Strausbergs heißer Juni. Versuch einer Begebenheitsanalyse von den Tagen um den 17. Juni 1953 in Strausberg und Umgebung, 3. verb. Aufl., Strausberg 2010. – 157 S. III.

45. Walter Paduch: Aufsätze zur Geschichte der Nationalen Volksarmee – Nachrichten- und Flugsicherungstruppen – 1956 – 1990. Mit einem Geleitwort von Georg Reymann, 3. erw. u. verb. Aufl., Strausberg 2011. - 316 S.
46. Horst Klein (Hrsg.) Richard Hauschildt (1876 – 1934) Spuren eines sozialdemokratischen Lebens und Kampfes für eine bessere Welt. Mit einem Geleitwort von Gunter Fritsch und Uwe Frankenberger, Strausberg 2011. – 139 S.
47. Hans-Jürgen Lellmann: Zur Geschichte Strausbergs als Garnisonstadt 933 - 1945 unter Berücksichtigung der nationalsozialistischen Rüstungsindustrie und der militärisch orientierten Vereine, Verbände und Organisationen - Texte - Chronik - Dokumente. Mit einem Geleitwort von Horst Klein. - 3. veränd. u. verb. Aufl., Strausberg 2012. - 366 S., Ill.

Ab Studie Nr. 48 im Eigenverlag Dr. Horst Klein u. Hans W. Odenthal

48. Detlef Lucker: Zur Geschichte Strausbergs als Garnisonstadt 1945 bis 1990. Skizze und Dokumente. Mit einem Geleitwort von Horst Klein. – 2. veränd. u. verb. Aufl., Strausberg 2013. – 373 S., Ill.
49. Horst Klein/Hans W. Odenthal (Hrsg.): Zur Geschichte Strausbergs als Garnisonstadt von 1990 bis 2015. Bürgerschaft und Bundeswehr, Strausberg 2015 (in Vorbereitung)
50. Martin Bock: SED-Herrschaft und Kirche in Strausberg. Dokumente des antireligiösen Alltagsgeschäfts einer SED-Kreisleitung. Mit einem Geleitwort von Steffen Reiche, Strausberg 2013, 3. veränd. u. verb. Aufl., Strausberg 2013, 203 S. Ill.
51. Horst Klein (Hrsg.): Wirtschaftsdemokratie – eine Alternative zum herrschenden Marktradikalismus? Beiträge zur sozialistischen Theoriegeschichte. Mit einem Geleitwort von Ralf Christoffers, 2. erw. und verb. Auflage, Strausberg 2014, 236 S. Ill.

52. Winfried Lück: Strausberg um 1945. Erinnerungen eines Zeitzeugen. Mit einem Vorwort von Horst Klein und Brigitte Matte. – unveränd. Nachdruck, Strausberg 2014, 127 S.
53. Horst Klein (Hrsg.): Richard Hauschildt (1876 – 1934) Spuren eines sozialdemokratischen Lebens und Kampfes für eine bessere Welt. Mit einem Geleitwort von Gunter Fritsch und Uwe Frankenberger. - 2 erw. und verb. Aufl., Strausberg 2014 (in Vorbereitung)
54. Horst Klein: Beiträge zur linkssozialistischen Theoriegeschichte im 20. Jahrhundert. Sozialisten im Streit für eine bessere Welt unter besonderer Berücksichtigung der Ideen von Max Adler, Otto Bauer, Eduard Bernstein, Gustav Eckstein, Tatiana Grigorovici, Rudolf Hilferding, Karl Kautsky und Karl Renner, 5. erw. und verb. Aufl., Strausberg 2015 (in Vorbereitung)

Redaktionsschluss Dezember 2013